



Leseprobe

Peter V. Brett
Die Flammen der Dämmerung
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,99 €



Seiten: 1056

Erscheinungstermin: 11. März 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Krieg um das Schicksal der Menschheit hat begonnen

Die Menschheit ist gefangen in einem Albtraum: Jede Nacht steigen Dämonen aus dem Boden empor und machen Jagd auf alle Lebewesen. Nur wenige wagen es, diesen Kreaturen zu widerstehen, unter ihnen Arlen, der tätowierte Mann, und Jardir, der Anführer der Wüstenkrieger. Doch die Welt duldet nur einen Erlöser der Menschheit, und ein Krieg scheint unvermeidlich – während sich in den Tiefen der Finsternis das Heer der Dämonen zum Marsch rüstet und eine blutige Zukunft heraufdämmt. Der letzte Kampf um die Rettung der Menschheit vor den Dämonen der Nacht beginnt.



Autor

Peter V. Brett

Peter V. Brett, 1973 geboren, studierte Englische Literatur und Kunstgeschichte in Buffalo und entdeckte Rollenspiele, Comics und das Schreiben für sich. Danach arbeitete er zehn Jahre als Lektor für medizinische Fachliteratur, bevor er sich ganz dem Schreiben von fantastischer Literatur widmete.

Von Peter V. Brett sind im
WILHELM HEYNE VERLAG
erschienen:

DIE DÄMONENSAGA

DIE ROMANE

Das Lied der Dunkelheit
Das Flüstern der Nacht
Die Flammen der Dämmerung
Der Thron der Finsternis
Das Leuchten der Magie
Die Stimmen des Abgrunds

DIE NOVELLEN

Der große Basar
Das Erbe des Kuriers
Selias Geheimnis

*Für meine Eltern John und Dolores,
die noch immer abends zusammen auf dem Sofa
sitzen und lesen*

Inhalt

Prolog	Inevera	9
1	Arlen	53
2	Versprechen	79
3	Die Haferfelder	95
4	Die zweite Ankunft	122
5	Fürsorger Hayes	172
6	Der Ohrring	204
7	Ausbildung	210
8	<i>Sharum</i> beugen sich nicht	262
9	Ahmann	310
10	Kenevahs Sorge	340
11	Die letzte Mahlzeit	364
12	Die Hundertschaft	398
13	Ein Auftritt vor Publikum	433
14	Das Lied vom Erlöschen des Mondes	457
15	Die Papiermacher-Frauen	512
16	Wohin <i>khaffit</i> nicht folgen können	535
17	<i>Zahven</i>	570
18	Ein Treffen in gespannter Atmosphäre	591
19	Spucke und Wind	641

20	Ein einziger Zeuge	670
21	Auren	711
22	Neumond	751
23	Die Falle	787
24	Zermürbung	831
25	Der verlorene Bannzirkel	855
26	<i>Sharum'ting</i>	868
27	Das Erlöschen des Mondes	918
28	Frühe Ernte	944
29	Eunuch	964
30	Mein treuer Freund	992
31	Er lebt	1007
32	<i>Domin Sharum</i>	1017
	Lexikon krasianischer Namen und Begriffe	1037
	Danksagung	1055

PROLOG

Inevera

300 NR

Inevera und ihr Bruder Soli saßen im Sonnenlicht. Beide hielten den Rahmen eines Korbs zwischen ihren bloßen Füßen und drehten ihn, während sie mit geübten Fingern die Flechtarbeit verrichteten. So spät am Tag gab es in ihrem kleinen Verkaufsstand nur einen winzigen schattigen Fleck. Dort saß ihre Mutter Manvah und flocht ebenfalls einen Korb. Der Berg aus rauen Dattelpalmwedeln im Inneren des Kreises, den die drei Flechter bildeten, schrumpfte beständig, während sie emsig arbeiteten.

Inevera war neun Jahre alt. Soli war fast doppelt so alt wie sie, aber trotzdem noch sehr jung, um die Tracht eines vollwertigen *dal'Sharum* zu tragen; das frisch gefärbte tiefschwarze Tuch war noch keine Spur ausgebleicht. Vor knapp einer Woche hatte er diese ehrenvolle Tracht anlegen dürfen, und jetzt saß er auf einer Matte, damit der allgegenwärtige Staub im Großen Basar den Stoff nicht beschmutzte. Oben war das Gewand nur locker gerafft und zeigte eine glatte, muskulöse Brust, die vor Schweiß glänzte.

Mit einem Palmwedel fächelte er sich Kühlung zu. »Bei Everams Eiern, diese Gewänder bringen einen zum Schwitzen. Ich wünschte, ich könnte immer noch nur mit einem Bido bekleidet rumlaufen.«

»Du kannst im Schatten sitzen, wenn du möchtest, *Sharum*«, schlug Manvah vor.

Soli schnalzte mit der Zunge und schüttelte den Kopf. »Hast du das erwartet? Dass ich in schwarzer Kleidung heimkomme und anfangs, dich herumzukommandieren wie ...«

Manvah kicherte. »Ich will nur sichergehen, dass du mein lieber Junge bleibst.«

»Aber nur zu dir und meiner süßen kleinen Schwester bin ich lieb«, erklärte Soli und zerstrubbelte Ineveras Haare. Sie schlug seinen Arm zur Seite, doch dabei lächelte sie. Wenn Soli da war, wurde immer viel gelächelt. »Gegenüber allen anderen Leuten bin ich so gemein wie ein Sanddämon.«

»Pah«, erwiderte Manvah und winkte ab, doch Inevera machte sich ihre eigenen Gedanken. Sie wusste noch genau, was er mit den beiden Majah-Bengeln gemacht hatte, die sie im Basar geärgert hatten, als sie noch jünger waren. Die Schwachen überlebten nicht in der Nacht.

Inevera war mit ihrem Korb fertig und stellte ihn auf einen der vielen Stapel. Sie zählte rasch nach. »Noch drei, dann ist *dama* Badens Bestellung komplett.«

»Vielleicht lädt Cashiv mich zum Fest anlässlich des Anschwellenden Mondes ein«, sagte Soli. Cashiv war *dama* Badens *kai'Sharum*, sein Hauptmann, und Solis *ajin'pal*, der Krieger, der in seiner ersten Nacht im Labyrinth an ihn gefesselt war und an seiner Seite kämpfte. Es hieß, es gäbe keine stärkere Bindung zwischen zwei Männern.

Manvah schnaubte durch die Nase. »In diesem Fall lässt *dama* Baden dich nackt und eingeölt einen Korb tragen und feiert das Anschwellen des Mondes, indem er seinen lüsternen alten Hofschranzen deinen blanken Hintern anbietet.«

Soli lachte. »Ich habe gehört, dass man sich wegen der alten Kerle keine Sorgen zu machen braucht. Die meisten von ihnen begnügen sich mit Gaffen. Es sind die Jüngeren, die Fläschchen mit Öl in ihren Gürteln tragen.«

Er seufzte. »Trotzdem, Gerraz wartete bei *dama* Badens letzter Speerfeier auf, und er hat mir erzählt, dass der *dama* ihm zweihundert Draki gab. Das ist einen wunden Hintern wert.«

»Lass das bloß deinen Vater nicht hören«, warnte Manvah. Solis Blick huschte zu der durch einen Vorhang abgetrennten Kammer im rückwärtigen Teil des Verkaufsstands, wo sein Vater schlief.

»Früher oder später wird er herausfinden, dass sein Sohn *push'ting* ist«, meinte er. »Ich werde nicht irgendein armes Mädchen heiraten, nur um das vor ihm zu verbergen.«

»Warum nicht?« fragte Manvah. »Sie könnte mit uns flechten. Und wäre es denn so schrecklich, sie ein paarmal mit deinem Samen zu schwängern und mir Enkel zu schenken?«

Soli verzog das Gesicht. »Wenn du Enkel willst, musst du eben warten, bis Inevera so weit ist.« Er blickte sie an. »Morgen ist *Hannu Pash*, liebe Schwester. Vielleicht finden die *dama'ting* einen Ehemann für dich!«

»Wechsle nicht das Thema!« Manvah schlug ihm mit einem Palmwedel auf die Hand. »Du fürchtest dich nicht vor den Mauern des Labyrinths, aber was zwischen den Schenkeln einer Frau verborgen ist, macht dir Angst?«

Soli schnitt eine Grimasse. »Im Labyrinth bin ich wenigstens von starken, schwitzenden Männern umgeben. Und wer weiß? Vielleicht findet einer der *push'ting dama* Gefallen an mir? Die mächtigen, so wie Baden, machen ihre Lieblings-*Sharum* zu ihren persönlichen Leibwachen, die nur während dem Erlöschen des Mondes kämpfen müssen! Stell dir vor, nur drei Nächte im Monat im Labyrinth!«

»Das sind immer noch drei Nächte zu viel«, knurrte Manvah.

Inevera war verwirrt. »Ist das Labyrinth nicht ein heiliger Ort? Ist es nicht eine Ehre, es betreten zu dürfen?«

Manvah gab einen grunzenden Laut von sich und nahm ihre Flechtarbeit wieder auf. Soli blickte sie lange an, und in seinen

Augen lag ein abwesender Ausdruck. Sein freundliches Lächeln war wie weggewischt.

»Das Labyrinth bedeutet den Heiligen Tod«, erklärte er schließlich. »Einem Mann, der dort stirbt, ist ein Platz im Himmel gewiss, aber ich bin nicht sonderlich erpicht darauf, Everam jetzt schon zu begegnen.«

»Es tut mir leid«, sagte Inevera.

Soli schüttelte sich, und sofort kehrte das Lächeln zurück. »Beschäftige dich lieber nicht mit solchen Dingen, kleine Schwester. Das Labyrinth ist keine Bürde, die du tragen musst.«

»Jede Frau in Krasia trägt diese Bürde, mein Sohn«, hielt Manvah dagegen, »auch wenn wir nicht Seite an Seite mit euch kämpfen.«

Just in diesem Augenblick drang hinter dem Vorhang im rückwärtigen Teil des Verkaufsstands ein Stöhnen hervor, und etwas raschelte. Kurz darauf erschien Kasaad. Ineveras Vater würdigte Manvah keines Blickes, als er sie mit seinem Stiefel aus dem Schatten schob und den begehrten Platz für sich beanspruchte. Er warf zwei Kissen auf den Boden und ließ sich darauf plumpsen, noch während er einen winzigen Becher Couzi hinunterkippte. Im grellen Licht blinzeln, schenkte er sich sofort den nächsten ein. Wie immer übersah er Inevera, als gäbe es sie gar nicht, und heftete seinen Blick unverzüglich auf ihren Bruder.

»Soli! Leg sofort diesen Korb weg! Du bist jetzt ein *Sharum* und darfst nicht mit den Händen arbeiten wie ein *khaffit!*«

»Vater, wir haben einen Auftrag, der gleich fällig ist«, entgegnete Soli. »Cashiv ...«

»Pah!« Kasaad wedelte abfällig mit der Hand. »Es kümmert mich nicht, was dieser eingölte und parfümierte *push'ting* will! Leg diesen Korb weg, und steh auf, ehe jemand sieht, wie du deine neue schwarze Tracht beschmutzt. Es ist schon schlimm genug, dass wir tagsüber unsere Zeit in dem dreckigen Basar vergeuden müssen.«

»Er scheint keine Ahnung zu haben, woher das Geld kommt«, grummelte Soli so leise, dass es Kasaad entgehen musste. Aber er hörte nicht auf zu flechten.

»Oder das Essen auf seinem Tisch.« Manvah verdrehte die Augen. Sie seufzte. »Mach lieber, was er sagt.«

»Da ich jetzt ein *Sharum* bin, kann ich tun und lassen, was ich will. Wie kommt er dazu, mir das Flechten von Palmwedeln zu verbieten, wenn mich das beruhigt?« Während Soli sprach, bewegten sich seine Hände sogar noch schneller, mit den Augen vermochte man seinen Fingern kaum noch zu folgen. Er war fast fertig mit seinem Korb, und er hatte nicht vor, die Arbeit abzubrechen. Stauend sah Inevera ihm zu. Soli konnte beinahe so schnell flechten wie Manvah.

»Er ist dein Vater«, betonte Manvah, »und wenn du ihm nicht gehorchst, lässt er seine Wut an uns allen aus.«

Sie wandte sich an Kasaad, und ihr Tonfall wurde sanfter. »Du und Soli, ihr braucht nur so lange zu bleiben, bis die *dama* die Abenddämmerung ausrufen, mein Gemahl.«

Kasaad zog eine saure Miene und stürzte den nächsten Becher Couzi hinunter. »Womit habe ich Everam so beleidigt, dass ich, der große Kasaad asu Kasaad am'Damaj am'Kaji, der unzählige *alagai* in den Abgrund geschickt hat, mich dazu herablassen sollte, einen Haufen Körbe zu bewachen?« Angewidert deutete er auf ihre Arbeit. »Ich sollte zum Appell antreten und mich auf den *alagai'sharak* und eine ruhmreiche Nacht vorbereiten!«

»Um mit den anderen *Sharum* zu saufen, meint er wohl«, flüsterte Soli Inevera zu. »Die Einheiten, die sich früh versammeln, gehen in das Zentrum des Labyrinths, wo heftig gekämpft wird. Je länger er hier herumtrödelt, umso geringer ist die Chance, dass er tatsächlich einen *alagai* zu sehen bekommt, während er mit Couzi vollgedröhnt ist wie ein bepisstes Kamel.«

Couzi. Inevera hasste dieses Getränk. Es wurde aus fermentiertem Getreide und Zimt hergestellt, in winzigen Tonfläschchen ver-

kauft und aus noch winzigeren Bechern getrunken. Allein das Schnuppern an einer leeren Flasche verbrannte Ineveras Nase und machte sie schwindelig. In dem Geruch war keine Spur von Zimt zu entdecken. Angeblich schmeckte man das Gewürz erst nach drei Bechern heraus, aber konnte man sich noch auf das Wort von jemandem verlassen, der drei Becher Couzi getrunken hatte? Der Genuss verleitete zu Übertreibungen und Größenwahn.

»Soli!« schnappte Kasaad. »Überlass den Frauen die Arbeit und trink mit mir! Wir wollen den Tod der vier *alagai* feiern, die du gestern Nacht erlegt hast!«

»Man könnte glauben, ich hätte das ganz allein fertiggebracht, und nicht mit Unterstützung der gesamten Einheit«, brummte Soli. Seine Finger bewegten sich noch flinker. »Ich trinke keinen Couzi, Vater«, sagte er laut. »Der Evejah verbietet es.«

Kasaad schnaubte und kippte noch einen Becher herunter. »Manvah! Bereite deinem *sharik*-Sohn einen Tee zu!« Er hielt die Couziflasche wieder über den Becher, aber dieses Mal kamen nur ein paar Tropfen heraus. »Und mir bringst du eine neue Flasche Couzi.«

»Everam, schenke mir Geduld«, murmelte Manvah. »Das war die letzte Flasche, mein Gemahl«, rief sie.

»Dann geh und kauf neue«, schnauzte Kasaad.

Inevera hörte, wie ihre Mutter mit den Zähnen knirschte. »Die Hälfte der Zelte im Basar sind bereits geschlossen, mein Gemahl, und wir müssen diese Körbe fertigstellen, bevor Cashiv kommt.«

Kasaad winkte gereizt ab. »Wen interessiert das schon, wenn dieser nichtsnutzige *push'ting* warten muss?«

Soli sog zischend den Atem ein, und Inevera sah einen Blutfleck an seiner Hand, wo er sich am scharfen Rand eines Palmwedels geschnitten hatte. Er biss auf die Zähne und flocht weiter.

»Vergib mir, verehrter Ehegemahl, aber der Mann, den *dama* Baden damit beauftragt hat, die Bestellung abzuholen, wird nicht warten«, widersprach Manvah und setzte ihre eigene Arbeit fort.

»Wenn Cashiv hier eintrifft und die Bestellung ist nicht fertig, geht er einfach weiter und kauft seine Körbe wieder einmal bei Krisha. Ohne diesen Auftrag haben wir nicht genug Geld, um unsere Kriegssteuer zu bezahlen, geschweige denn um noch mehr Couzi zu kaufen.«

»Was?!«, brüllte Kasaad. »Wo ist mein Geld geblieben? Ich bringe jede Woche hundert Draki nach Hause!«

»Die Hälfte davon geht gleich wieder als Kriegssteuer an die *dama* zurück«, erklärte Manvah, »und zwanzig Draki steckst du immer in deine eigene Tasche. Der Rest wird gebraucht, um dich mit Couzi und Couscous zu versorgen, und das reicht bei weitem nicht aus, hauptsächlich weil du jeden Sabbat ein halbes Dutzend durstiger *Sharum* nach Hause bringst. Couzi ist teuer, mein Gemahl. Die *dama* schneiden jedem *khaffit*, der es verkauft, die Daumen ab, und dieses Risiko schlagen sie auf den Preis drauf.«

Kasaad spuckte aus. »*Khaffit* würden die Sonne verkaufen, wenn sie sie vom Himmel holen könnten. Jetzt lauf los und kaufe mir neuen Couzi, damit ich die Warterei auf diesen halben Mann besser ertragen kann.«

Soli hatte seinen Korb fertig geflochten, stand auf und knallte ihn auf seinen Stapel. »Ich gehe, Mutter. Chabin wird noch welchen haben, und er schließt sein Geschäft nie, bevor die Abenddämmerung ausgerufen wird.«

Manvahs Augen wurden schmal, aber sie blickte nicht von ihrer Flechterei auf. Auch sie hatte angefangen, ihr Arbeitstempo zu steigern, und ihre Hände schienen nur so zu fliegen. »Ich möchte nicht, dass du weggehst, wenn die Arbeit eines ganzen Monats draußen steht.«

»Niemand wird uns berauben, solange Vater hier bei euch sitzt«, sagte Soli, doch als er seinen Vater anschaute, der versuchte, einen letzten Tropfen von der Couziflasche abzulecken, seufzte er. »Ich bin so schnell zurück, dass ihr meine Abwesenheit gar nicht bemerken werdet.«

»Zurück an die Arbeit, Inevera«, schnappte Manvah, als Soli losrannte. Inevera senkte den Blick und merkte erst dann, dass sie aufgehört hatte zu flechten, als sie den Verlauf der Dinge verfolgt hatte. Ohne zu zögern nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Inevera wagte es nicht, ihn direkt anzusehen, aber sie kam nicht umhin, ihren Vater aus dem Augenwinkel zu beobachten. Er glotzte Manvah an, die den Korb mit ihren geschickten Füßen drehte. Bei der Arbeit waren ihre schwarzen Gewänder hochgerutscht, und man sah ihre nackten Knöchel und Waden.

Kasaad fasste sich mit einer Hand in den Schritt und fing an, sich dort zu reiben. »Komm her, Weib, ich will ...«

»Ich! Arbeite!« Manvah nahm einen Palmenzweig von dem Haufen und brach die Wedel mit einem scharfen Knacken ab.

Kasaad schien über ihre Reaktion ehrlich verblüfft zu sein. »Warum verweigerst du dich deinem Ehemann, eine knappe Stunde bevor er in die Nacht hinausgeht?«

»Weil ich mir für diese Körbe wochenlang den Rücken kaputtgeschuftet habe«, versetzte Manvah. »Weil es schon spät ist und es in der Gasse still geworden ist. Und weil wir einen kompletten Vorrat im Freien stehen haben, der nur von einem lüsternen Besoffenen bewacht wird!«

Kasaad stieß ein bellendes Lachen aus. »Wer würde sich an dem Zeug schon vergreifen?!«

»Eine gute Frage«, hörte man eine Stimme. Alle drehten sich um und sahen Krisha, die um den Ladentresen bog und den Stand betrat.

Krisha war eine kräftige Frau. Nicht fett – nur wenige Bewohner des Wüstenspeers genossen diesen Luxus –, aber sie war die Tochter eines Kriegers, grobknochig, mit einem schweren Gang und schwieligen Händen. Wie alle *dal'ting*, so war auch sie von Kopf bis Fuß in dieselben schwarzen Gewänder gehüllt wie Manvah. Sie war ebenfalls eine Korbflechterin und eine von Manvachs Hauptkonkurrentinnen im Kaji-Stamm – nicht so geschickt, aber dafür umso ehrgeiziger.

Vier weitere Frauen in der schwarzen *dal'ting*-Tracht folgten ihr in das Zelt. Zwei waren ihre Schwestergemahlinnen, deren Gesichter mit schwarzem Stoff bedeckt waren. Die beiden anderen waren ihre unverheirateten Töchter mit unverhüllten Gesichtern. So wie sie aussahen, schreckte dies mehr potenzielle Ehemänner ab, als welche anzulocken. Keine der Frauen war klein, und sie verteilten sich wie Schakale, die einem Hasen hinterherpirschen.

»Du arbeitest noch spät«, bemerkte Krisha. »Bei den meisten Ständen sind die Zeltklappen schon geschlossen.«

Manvah zuckte mit den Schultern, ohne den Blick von ihrer Flechtarbeit abzuwenden. »Die Ausgangssperre wird erst in einer guten Stunde ausgerufen.«

»Cashiv kommt immer am Abend vor *dama* Badens Fest anlässlich des Anschwellen des Mondes, nicht wahr?«, fragte Krisha.

Manvah blickte nicht hoch. »Meine Kunden gehen dich nichts an, Krisha.«

»Oh doch, wenn du deinen *push'ting*-Sohn dazu benutzt, sie mir wegzustehlen«, sagte Krisha mit tiefer, drohender Stimme. Ihre Töchter gingen zu Inevera und trennten sie von ihrer Mutter. Die Schwestergemahlinnen schoben sich tiefer in den Laden hinein zu Kasaad.

Jetzt schaute Manvah Krisha an. »Ich habe dir nichts weggenommen. Cashiv kam zu mir und sagte, deine Körbe würden auseinanderbrechen, wenn man sie füllt. Gib deinen Flechterinnen die Schuld und nicht mir, wenn du keine Geschäfte machst.«

Krisha nickte und griff nach dem Korb, den Inevera gerade dem Stapel hinzugefügt hatte. »Du und deine Tochter leisten gute Arbeit«, stellte sie fest und fuhr mit dem Finger über das Geflecht. Dann warf sie den Korb auf den Boden und trat mit einem Fuß fest darauf.

»Frau, was fällt dir ein?!«, brüllte Kasaad fassungslos. Er sprang auf die Füße, jedenfalls versuchte er es, doch er begann zu tau-

meln. Dann sah er sich nach seinem Speer und dem Schild um, aber die befanden sich hinten im Zelt.

Während er sich bemühte, einen klaren Gedanken zu fassen, bewegten sich Krishas Schwestergemahlinnen gleichzeitig. Aus den weiten Ärmeln ihrer Gewänder rutschten kurze, in schwarzen Stoff gewickelte Baststöcke in ihre Hände. Eine der Frauen packte Kasaad bei den Schultern und drehte ihn um, damit die andere ihm einen wuchtigen Schlag in die Magengrube verpassen konnte. Kasaad ächzte vor Schmerzen, die Luft wurde aus seinen Lungen gepresst, doch gleich darauf traf ihn ein heftiger Stoß in die Leiste. Kasaads Ächzen verwandelte sich in ein schrilles Geheul.

Inevera schrie auf und schnellte auf die Füße, aber Krishas Töchter packten sie mit brutalem Griff. Manvah wollte ebenfalls aufstehen, aber Krisha trat ihr fest ins Gesicht, und sie kippte um. Sie brach in lautes Geschrei aus, aber es war schon spät, und niemand antwortete auf ihren Hilferuf.

Krisha blickte auf den Korb, der auf dem Boden stand. Er hatte ihren Fußtritt ausgehalten und seine ursprüngliche Form wieder angenommen. Inevera grinste, bis die Frau sich darauf stellte und dreimal auf dem Korb herumsprang, der dann auseinanderbrach.

Auf der anderen Seite des Standes prügelten Krishas Schwestergemahlinnen immer noch auf Kasaad ein. »Er kreischt wie eine Frau«, lachte eine und verpasste ihm noch einen Hieb zwischen die Beine.

»Und er kämpft sogar noch schlechter!«, schrie die andere. Sie ließen seine Schultern los, und Kasaad sackte nach Luft schnappend zu Boden, wobei seine Miene eine Mischung aus Schmerzen und Demütigung widerspiegelte. Die Frauen ließen von ihm ab und fingen an, die Stapel umzutreten und die Körbe mit ihren Baststöcken zu zerschmettern.

Inevera versuchte sich loszureißen, aber die jungen Frauen verstärkten nur ihren Griff. »Halt still, oder wir brechen dir die Fin-

ger, damit du nie wieder flechten kannst!« Inevera hörte auf, sich zu wehren, aber ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten; sie änderte leicht ihre Stellung und machte sich bereit, ihren Fuß mit aller Kraft auf den Spann der ihr am nächsten stehenden Frau niedersausen zu lassen. Sie sah ihre Mutter an, doch Manvah schüttelte den Kopf.

Kasaad hustete Blut und stemmte sich auf die Ellenbogen. »Huren! Wenn die *dama* das erfahren ...!«

Krisha unterbrach ihn mit einem gackernden Lachen. »Die *dama*? Willst du zu ihnen gehen, Kasaad, Sohn des Kasaad, und ihnen erzählen, dass du dich mit Couzi besoffen hast und von Frauen verprügelt wurdest? Das wirst du nicht mal deinem *ajin'pal* erzählen, wenn er dich heute Nacht besteigt!«

Kasaad bemühte sich aufzustehen, aber eine der Frauen rammte ihm flink ihren Fuß in den Magen, und er wurde auf den Rücken geworfen. Er rührte sich nicht mehr.

»Pah!« rief die Frau. »Er hat sich bepisst wie ein kleines Kind!« Sie alle lachten.

»Das bringt mich auf eine Idee!«, schrie Krisha, ging zu einem der umgekippten Korbstapel und hob ihre Gewänder. »Warum sollen wir uns abmühen, diese jämmerlichen Körbe zu zerbrechen, wenn wir sie stattdessen beschmutzen können?« Sie ging in die Hocke und entleerte ihre Blase, wobei sie die Hüften hin und her schwenkte, damit der Strahl möglichst viele Körbe traf. Die anderen Frauen lachten und lüfteten ihre Gewänder, um ihrem Beispiel zu folgen.

»Arme Manvah!«, spottete Krisha. »Zwei männliche Familienmitglieder, aber keiner davon ist ein echter Mann. Dein Gemahl ist schlimmer als ein *khaffit*, und dein *push'ting*-Sohn ist so sehr damit beschäftigt, Schwänze zu lutschen, dass er nicht mal hier sein kann.«

»Da irrst du dich!« Inevera drehte sich um und sah, wie Solis kräftige Finger sich um das Handgelenk einer der Frauen schlos-

sen, die sie festhielten. Die Frau schrie gellend vor Schmerzen, als Soli ihren Arm mit einer erbarmungslosen Drehung hochriss und ihre Schwester dann mit einem Fußtritt zu Boden schickte.

»Sei still!«, blaffte er die schreiende Frau an und stieß sie zurück. »Wenn du noch einmal meine Schwester anfasst, reiße ich dir die Hand ab, anstatt sie nur zu verrenken.«

»Das werden wir ja sehen, *push'ting*«, fauchte Krisha. Ihre Schwestergemahlinnen hatten ihre Gewänder gerichtet und stürzten sich auf Soli, die Stöcke zum Schlag erhoben. Krisha schüttelte kurz ihr Handgelenk, und ihr eigener Knüppel fiel in ihre Hand.

Inevera hielt den Atem an. Soli, der unbewaffnet war, näherte sich ihnen ohne Furcht. Die erste Frau schlug nach ihm, aber Soli war schneller; er wich dem Schlag seitwärts aus und packte den Arm der Frau. Man hörte ein Knacken, und sie stürzte schreiend zu Boden, während ihr Stock nun in Solis Hand lag. Schon griff ihn die andere Frau an, doch er wehrte ihren Schlag ab und schlug ihr grob ins Gesicht. Seine Bewegungen waren fließend und eingeübt, wie bei einem Tanz. Inevera hatte ihm zugesehen, wie er die Kampfkunst des *sharusahk* trainierte, wenn er beim Erlöschen des Mondes vom *Hannu Pash* nach Hause kam. Die Frau sank zu Boden, und Inevera sah, wie sie ihren Schleier herunterzog, um einen großen Schwall Blut auszuhusten.

Soli ließ den Stock fallen, als Krisha sich auf ihn stürzte; er fing mit der bloßen Hand ihre Waffe ab und hielt sie fest. Mit der freien Hand ergriff er die Frau beim Kragen, schleuderte sie herum und schob sie über einen Haufen Körbe. Nun zwang er ihr Gesicht nach unten, packte den Saum ihrer Gewänder und riss sie bis zur Taille hoch.

»Bitte«, jammerte Krisha. »Mach mit mir, was du willst, aber lass meinen Töchtern ihre Jungfräulichkeit!«

»Pah!« Mit angeekelter Miene spuckte Soli aus. »Eher würde ich ein Kamel von hinten nehmen als dich!«

»Ach, komm schon, *push'ting*«, höhnte sie und wackelte vor ihm mit den Hüften. »Stell dir vor, ich sei ein Mann, und vergnüge dich mit meinem Arsch.«

Soli nahm Krishas Baststock und drosch damit auf sie ein. Seine Stimme war tief und übertönte das laute Klatschen auf ihrem nackten Fleisch und ihr Schmerzensgeheul. »Ein Mann muss kein *push'ting* sein, um sich davor zu ekeln, seinen Schwanz in einen Misthaufen zu stecken. Und was deine Töchter angeht, ich würde nichts unternehmen, was ihre Heirat mit irgendeinem armen *khaf-fit* hinauszögert, bloß damit sie ihre hässlichen Gesichter endlich unter einem Schleier verstecken.«

Er nahm seine Hand von ihrem Nacken und trieb sie und die anderen Frauen mit scharfen Hieben aus dem Verkaufsstand hinaus. Krishas Töchter halfen, ihre Schwestergemahlinnen zu stützen, als die fünf Frauen die Gasse entlangstolperten.

Manvah rappelte sich auf die Füße und klopfte sich den Staub ab. Sie ignorierte Kasaad und ging gleich zu Inevera. »Bist du verletzt?« Inevera schüttelte den Kopf.

»Überprüfe die Waren«, befahl Manvah. »Sie hatten nicht viel Zeit. Schau nach, ob wir noch etwas retten können ...«

»Zu spät«, sagte Soli und deutete die Gasse hinunter. Drei *Sharum* näherten sich. Ihre schwarze Kluft war ärmellos, und die Brustharnische aus schwarzem Stahl waren so geformt, dass sie die ohnehin vollkommenen, muskulösen Oberkörper noch zusätzlich betonten. Schwarze Seidenbänder waren um ihre schwellenden Bizepse gebunden, und an den Handgelenken trugen sie mit Nieten beschlagene Armschützer. Auf dem Rücken hatten sie ihre glänzende goldene Schilde festgeschnallt, sie trugen lässig ihre kurzen Speere und hatten den geschmeidigen Gang schleichender Wölfe.

Manvah schnappte sich einen kleinen Krug voll Wasser und schüttete ihn über Kasaad aus, der stöhnte und sich halbwegs auf die Füße hievte.

»Rein mit dir, schnell!«, fauchte Manvah und versetzte ihm einen Tritt, damit er sich bewegte. Kasaad ächzte, aber es gelang ihm, in das Zelt und außer Sichtweite zu kriechen.

»Wie sehe ich aus?« Soli zupfte an seiner Kleidung herum und machte sie vorne noch weiter auf.

Es war eine alberne Frage. Kein Mann, den Inevera je gesehen hatte, war auch nur halb so hübsch wie ihr Bruder. »Sehr gut«, flüsterte Inevera zurück.

»Soli, mein süßer *ajin'pal!*«, rief Cashiv. Er war fünfundzwanzig, ein *kai'Sharum* und bei weitem der Attraktivste der drei; sein kurz getrimmter Bart war mit Duftöl eingerieben und seine glänzende Haut war von der Sonne gebräunt. Seinen Brustharnisch schmückte *dama* Badens Symbol, die aufgehende Sonne – zweifelsohne aus echtem Gold –, und in der Mitte seines Turbans prangte ein großer Türkis. »Ich hatte gehofft, dich hier zu treffen, wenn wir die Ware für heute Abend abholen ...« Er war jetzt nahe genug, um das Chaos in ihrem Verkaufsstand zu sehen. »Ach du meine Güte! Ist eine Kamelherde durch euer Zelt getrampelt?« Er schnüffelte. »Und hat im Laufen gepisst?« Er nahm den Nachtschleier aus weißer Seide, der locker um seinen Hals geschlungen war, und zog ihn sich über die Nase. Seine Gefährten taten es ihm gleich.

»Wir hatten ein paar ... Probleme«, gestand Soli. »Meine Schuld, weil ich kurz weggegangen bin.«

»Das ist wirklich eine Schande.« Cashiv ging zu Soli, ohne von Inevera auch nur die geringste Notiz zu nehmen. Er streckte einen Finger aus und strich damit über Solis muskulöse Brust, wo ein wenig Blut hingespritzt war. Nachdenklich rieb er das Blut zwischen Daumen und Zeigefinger. »Aber wie es scheint, kamst du noch rechtzeitig zurück, um die Dinge zu regeln.«

»Diese spezielle Kamelherde dürften wir wohl für immer los sein«, pflichtete Soli ihm bei.

»Aber sie hat genug Schaden angerichtet«, meinte Cashiv betrübt.
»Wir werden unsere Körbe schon wieder bei Krisha kaufen müssen.«

»Bitte.« Soli legte eine Hand auf Cashivs Arm. »Wir brauchen diesen Auftrag. Nicht der ganze Vorrat ist ruiniert. Könnten wir euch nicht wenigstens die Hälfte davon verkaufen?«

Cashiv blickte auf die Hand, die auf seinem Arm ruhte, und lächelte. Verächtlich zeigte er auf das Durcheinander aus Körben.
»Pah! Wenn auf einen gepisst wurde, sind alle verdorben. Derart beschmutzte Waren werde ich doch nicht meinem Gebieter bringen. Gieß einen Eimer Wasser darüber aus und verscherbel sie an *khaffit*.«

Er trat dichter an Soli heran und legte ihm eine Hand auf die Brust. »Aber wenn du Geld brauchst, dann kannst du es dir vielleicht verdienen, indem du morgen beim Fest Körbe trägst, anstatt sie zu verkaufen.« Er schob seine Finger unter Solis geöffnete Gewänder und streichelte seine Schulter. »Du könntest mit der dreifachen Summe nach Hause gehen, die die Körbe wert sind, wenn du ... deine Sache gut machst.«

Soli lächelte. »Körbe sind mein Geschäft, Cashiv. Keiner kennt sich damit besser aus als ich.«

Cashiv lachte. »Morgen früh holen wir dich zum Fest ab.«

»Wir treffen uns auf dem Exerzierplatz«, sagte Soli. Cashiv nickte, und er und seine Gefährten schlenderten ein Stück weiter die Gasse hinunter zu Krishas Verkaufsstand.

Manvah legte ihre Hand auf Solis Schulter. »Es tut mir leid, dass du das tun musstest, mein Sohn.«

Soli zuckte die Achseln. »An manchen Tagen ist man der Schwanz, und an manchen Tagen der Hintern. Es wurmt mich nur, dass Krisha gewonnen hat.«

Manvah lüftete ihren Schleier gerade so weit, dass sie auf den Boden spucken konnte. »Krisha hat keineswegs gewonnen. Sie hat keine Körbe, die sie verkaufen kann.«

»Woher willst du das wissen?« fragte Soli.

Ehre zuteil, neue Krieger zu gebären, um die zu ersetzen, die im allnächtlich stattfindenden *alagai'sharak*, dem Kampf gegen die Dämonen, ihr Leben ließen.

Voller Aufregung war Inevera aufgewacht, hatte ihr gelbbraunes Kleid angezogen und ihr dichtes schwarzes Haar gebürstet. Es fiel in natürlichen Wellen und glänzte wie Seide, doch heute war der letzte Tag, an dem alle Welt es sehen durfte. Als Mädchen würde sie in den *dama'ting*-Pavillon hineingehen, aber wenn sie ihn wieder verließ, galt sie als junge Frau, und nur ihrem zukünftigen Ehemann war es erlaubt, ihre Haare zu betrachten. Die gelbbraune Kleidung würde man ihr wegnehmen und durch gezielte schwarze Gewänder ersetzen.

»Es mag zwar Tagundnachtgleiche sein, aber der Mond ist voll«, sagte Manvah. »Das ist zumindest ein gutes Omen.«

»Vielleicht holt mich ein *Damaji* in seinen Harem«, sinnierte Inevera. »Ich könnte in einem Palast leben, und meine Aussteuer wäre so groß, dass du nie wieder als Flechterin zu arbeiten bräuchtest.«

»Du kämst nie wieder ins Sonnenlicht hinaus«, murmelte Manvah so leise, dass die Umstehenden es nicht hören konnten, »könntest außer mit deinen Schwestergemahlinnen mit niemandem sprechen und müsstest einem Mann Vergnügen bereiten, der dem Alter nach dein Urgroßvater sein könnte.« Sie schüttelte den Kopf. »Wenigstens sind unsere Steuern bezahlt, und du hast zwei Männer als Fürsprecher, deshalb besteht kaum ein Risiko, dass du in den großen Harem verkauft wirst. Und selbst das wäre ein viel besseres Schicksal als für unfruchtbar erklärt und als *nie'ting* verstoßen zu werden.«

Nie'ting. Inevera schüttelte sich bei dem Gedanken. Mädchen, die sich als unfruchtbar erwiesen, wurde die schwarze Tracht verweigert, sie mussten für den Rest ihres Lebens gelbbraune Sachen tragen und durften ihr Gesicht ob ihrer Schande nicht verdecken.

»Vielleicht werde ich auserwählt, eine *dama'ting* zu sein«, spann Inevera weiter.

Manvah schüttelte den Kopf. »Ganz sicher nicht. Sie wählen niemals eine aus.«

»Großmutter sagt, in dem Jahr, als sie geprüft wurde, hätte man ein Mädchen erwählt.«

»Das war vor mindestens fünfzig Jahren«, entgegnete Manvah, »und die verehrte Mutter deines Vaters, möge Everam sie segnen, neigt zur ... Übertreibung.«

»Woher kommen dann all die *nie'dama'ting*?«, wunderte sich Inevera, auf die sich in ihrer Ausbildung befindlichen *dama'ting* anspielend, die ihre Gesichter nicht bedeckten, sich aber zum Zeichen ihres Verlöbnisses mit Everam in Weiß kleideten.

»Manche sagen, Everam selbst schwängert seine Bräute, und die *nie'dama'ting* seien seine Töchter«, antwortete Manvah. Inevera sah sie an und lupfte eine Augenbraue, als frage sie sich, ob ihre Mutter einen Scherz mache.

Manvah zuckte die Achseln. »Diese Erklärung ist genauso gut wie jede andere. Ich versichere dir, dass keine der Mütter auf dem Markt je erlebt hat, dass ein Mädchen auserwählt wurde, noch haben sie ein Gesicht wiedererkannt.«

»Mutter! Schwester!«

Ein strahlendes Lächeln erhellte Ineveras Züge, als sie Soli näher kommen sah, gefolgt von Cashiv. Die schwarze Tracht ihres Bruders war noch staubig vom Kampf im Labyrinth, und sein Schild, den er über eine Schulter geschlungen hatte, wies frische Dellen auf. Cashiv war so makellos und adrett wie immer.

Inevera rannte zu Soli und umarmte ihn. Lachend hob er sie mit einer Hand hoch und schwenkte sie durch die Luft. Inevera kreischte vor Vergnügen, ohne sich auch nur einen Augenblick lang zu fürchten. Nichts konnte sie ängstigen, wenn Soli in ihrer Nähe war. Sanft wie eine Feder setzte er sie wieder ab und ging dann zu ihrer Mutter, um sie zu umarmen.

»Was tust du hier?« fragte Manvah. »Ich dachte, du seist schon unterwegs zu *dama* Badens Palast.«

»Das bin ich auch«, erwiderte Soli, »aber ich konnte doch meine Schwester nicht zu ihrem *Hannu Pash* gehen lassen, ohne ihr Alas Segen zu wünschen.« Liebevoll zerstrubbelte er Ineveras Haar. Sie schlug nach seiner Hand, doch wie immer war er schneller und zog sie rechtzeitig zurück.

»Denkst du, Vater wird auch noch kommen, um mich zu segnen?«, fragte Inevera.

»Ah ...« Soli zögerte. »Soviel ich weiß, schläft Vater immer noch hinten im Stand. Letzte Nacht schaffte er es nicht mal, zum Appell anzutreten, und ich sagte dem Exerziermeister, er litte an einem Bauchfieber ... wieder einmal.« In einer hilflosen Geste zuckte Soli mit den Schultern, und Inevera senkte den Blick, weil er ihr die Enttäuschung nicht anmerken sollte.

Soli bückte sich und hob mit einem Finger behutsam ihr Kinn, damit sie einander in die Augen sehen konnten. »Ich weiß, dass Vater dir nur das Allerbeste wünscht, genau wie ich, er kann es nur nicht so zeigen.«

Inevera nickte. »Ich weiß.« Ein letztes Mal schlang sie die Arme um Solis Nacken, bevor er ging. »Danke.«

Cashiv sah Inevera an, als hätte er sie erst jetzt bemerkt. Er zeigte sein hübsches Lächeln und verneigte sich. »Gesegnet mögest du sein, Inevera vah’Kasaad, während deiner Verwandlung zur Frau. Ich wünsche dir einen guten Ehegemahl und viele Söhne, alle so ansehnlich wie dein Bruder.«

Inevera lächelte und spürte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg, während die beiden Krieger davonschlenderten.

Endlich setzte sich die Schlange in Bewegung. Der Tag zog sich in die Länge, während sie in der prallen Sonne standen und jeweils nur ein Mädchen mit seiner Mutter eingelassen wurde. Manche kamen bereits nach wenigen Minuten wieder zurück – andere blieben fast eine volle Stunde lang drin. Alle trugen beim Heraus-

gehen schwarze Kleidung, die meisten wirkten eingeschüchtert und erleichtert zugleich. Einige der Mädchen starrten wie versteinert ins Leere und rieben sich geistesabwesend die Arme, während ihre Mütter sie heimwärts bugsierten.

Als sie sich der Spitze der Schlange näherten, festigte Ineveras Mutter ihren Griff um die Schultern des Mädchens, und ihre Fingernägel gruben sich durch das Kleid in ihr Fleisch.

»Halte den Blick auf den Boden gerichtet, und sprich nur, wenn man dich dazu auffordert«, zischte Manvah. »Beantworte niemals eine Frage mit einer Gegenfrage, und gib keine Widerworte. Sprich mir nach: ›Ja, *dama'ting*.«

»Ja, *dama'ting*«, wiederholte Inevera.

»Merke dir diese Antwort gut«, drängte Manvah. »Wenn du eine *dama'ting* beleidigst, beleidigst du das Schicksal selbst.«

»Ja, Mutter.« Inevera schluckte hart und merkte, wie sie sich innerlich verkrampfte. Was ging in diesem Pavillon vor? Hatte ihre Mutter nicht dasselbe Ritual durchgemacht? Wovor hatte sie solche Angst?

Eine *nie'dama'ting* öffnete den Zelteingang, und das Mädchen, das vor Inevera an der Reihe gewesen war, kam heraus. Sie trug nun ein Kopftuch, doch es war von gelbbrauner Farbe, so wie das Kleid, das sie immer noch anhatte. Ihre Mutter tätschelte ihre Schultern und murmelte tröstende Worte, während sie weiterstolperten, doch beide weinten.

Die *nie'dama'ting* betrachtete die Szene mit heiterer Gelassenheit, dann wandte sie sich an Inevera und ihre Mutter. Sie war vielleicht dreizehn Jahre alt, groß und stämmig, mit vorspringenden Wangenknochen und einer Hakennase, die sie wie ein Raubvogel aussehen ließ. »Ich bin Melan.« Sie bedeutete ihnen, einzutreten. »*Dama'ting* Qeva wird euch jetzt empfangen.«

Inevera holte tief Luft, als sie und ihre Mutter die Schuhe abtretfen, Schutzsiegel in die Luft zeichneten und in den *dama'ting*-Pavillon hineingingen.

Sonnenlicht sickerte durch das in die Höhe strebende Dach aus Leinen und füllte das große Zelt mit strahlender Helligkeit. Alles hier war weiß, angefangen von den Zeltwänden bis zu den lackierten Möbeln und dem Fußboden aus dickem Leinen.

Umso bestürzender wirkte das Blut. Große rote und braune Flecken besudelten den Boden des Eingangsbereichs, und eine breite Spur aus schmutzigen roten Fußabdrücken führte vorbei an rechts und links angebrachten Trennwänden.

»Das ist *Sharum*-Blut«, ließ sich eine Stimme vernehmen. Erschrocken prallte Inevera zurück, denn erst jetzt bemerkte sie die Braut des Everam, die direkt vor ihnen stand, und deren weiße Robe beinahe völlig mit dem Hintergrund verschmolz. »Es stammt von den Verwundeten, die im Morgengrauen vom *alagai'sharak* hierhergebracht wurden. Jeden Tag wird der Leinenfußboden weggeschnitten und während des Aufrufs zum Gebet auf den Spitzen der Minarette des Sharik Hora verbrannt.«

Als wäre dies das Stichwort gewesen, hörte Inevera nun die Schmerzensschreie, die sie umgaben. Hinter den dicken Trennwänden wanden sich Männer in Qualen. Sie stellte sich vor, unter ihnen sei ihr Vater – oder schlimmer noch Soli –, und zuckte bei jedem Aufschrei und jedem Stöhnen zusammen.

»Everam, hol mich zu dir!«, brüllte ein Mann verzweifelt. »Ich will nicht als Krüppel weiterleben!«

»Gebt Acht, wohin ihr tretet«, mahnte *dama'ting* Qeva. »Eure Fußsohlen sind nicht würdig, das Blut zu berühren, das ehrenhafte Krieger für euch vergossen haben.«

Inevera und ihre Mutter schlängelten sich an den Blutflecken vorbei, um vor die *dama'ting* zu treten, die vom Kopf bis zu den Zehen in weiße Seide gehüllt war, die lediglich ihre Augen und Hände unbedeckt ließ. Qeva war groß gewachsen und kräftig wie Melan, besaß jedoch frauliche Rundungen.

»Wie lautet dein Name, Mädchen?« Die Stimme der Braut des Everam hatte einen tiefen, harten Klang.

»Inevera vah'Kasaad am'Damaj am'Kaji, *dama'ting*«, antwortete Inevera, sich tief verbeugend. »Benannt nach der Ersten Gemahlin des Kaji.« Manvahs Fingernägel krallten sich bei diesem Zusatz in ihre Schulter, und unwillkürlich schnappte sie nach Luft. Der *dama'ting* schien es nicht aufzufallen.

»Zweifellos glaubst du, dass dich das zu etwas Besonderem macht.« Qeva schnaubte durch die Nase. »Wenn Krasia einen Krieger für jedes nichtsnutzige Mädchen hätte, das diesen Namen trug, wäre der Sharak Ka zu Ende.«

»Ja, *dama'ting*«, bestätigte Inevera und verbeugte sich abermals, während ihre Mutter den Griff um ihre Schulter lockerte.

»Du bist hübsch«, bemerkte die *dama'ting*.

Inevera verneigte sich. »Danke, *dama'ting*.«

»Die Harems können immer ein hübsches Mädchen gebrauchen, wenn es zu nichts anderem taugt«, fuhr Qeva fort und sah dabei Manvah an. »Wer ist dein Ehegemaal, und welchen Beruf übst du aus?«

»*Dal'Sharum* Kasaad, *dama'ting*«, antwortete Manvah und verneigte sich. »Und ich stelle Flechtarbeiten aus Palmwedeln her.«

»Erste Gemahlin?«, hakte Qeva nach.

»Ich bin seine einzige Frau, *dama'ting*«, gestand Manvah.

»Männer denken, sie nehmen sich weitere Gemahlinnen, wenn sie erst Erfolg haben, Manvah vom Stamm der Kaji«, erklärte Qeva, »doch das Gegenteil trifft zu. Hast du versucht, Schwestergemahlinnen zu finden, wie der Evejah es gebietet, damit sie dir bei deiner Flechtarbeit helfen und deinem Gemahl weitere Kinder gebären können?«

»Ja, *dama'ting*. Viele Male sogar.« Manvah knirschte mit den Zähnen. »Ihre Väter ... wollten der Verbindung nicht zustimmen.«

Die Braut des Everam gab einen brummenden Laut von sich. Die Antwort verriet ihr viel über Kasaad. »Bekommt das Mädchen eine Ausbildung?«

Manvah nickte. »Ja, *dama'ting*. Inevera geht bei mir in die Lehre. Sie ist eine sehr geschickte Flechterin, und ich habe ihr Rechnen und das Führen von Hauptbüchern beigebracht. Sie hat den Evejah einmal für jede der sieben Säulen des Himmels gelesen.«

Der Blick der *dama'ting* blieb unergründlich. »Folgt mir.« Sie drehte sich um und schritt tiefer in den Pavillon hinein. Das Blut auf dem Fußboden kümmerte sie nicht, ihre fließenden Seidengewänder glitten leicht darüber hinweg. Kein Tropfen blieb daran kleben, als hätte selbst das Blut sich diesen Frevel nicht an-gemaßt.

Melan eilte hinter ihr her; die *nie'dama'ting* wich den Blutflecken behände aus, und Inevera und ihre Mutter trotteten ihr nach. Das Innere des Pavillons war ein Labyrinth aus weißen Tuchwänden mit vielen überraschenden Windungen, die Inevera erst bemerkte, wenn sie sie erreicht hatten. Hier war der Boden frei von Blut, und selbst die Schreie der verwundeten *Sharum* drangen nur noch gedämpft zu ihnen herüber. Als sie dann um eine Querwand bogen, wechselten die Wände und die Decke plötzlich von Weiß zu Schwarz. Es war, als würde man vom Tag in die Nacht eintreten. Noch eine Biegung weiter wurde es so dunkel, dass ihre Mutter in den schwarzen *dal'ting*-Gewändern kaum auszumachen war, und sogar die weißgekleidete *dama'ting* und ihre Schülerin verschwammen zu geisterhaften Schemen.

Jählings blieb Qeva stehen; Melan trat vor sie und zog eine Falltür auf, die Inevera nicht einmal gesehen hatte. Im Inneren der Öffnung bemerkte sie andeutungsweise eine Steintreppe, die in eine noch tiefere Finsternis hinabführte. Die aus Stein gehauenen Stufen fühlten sich unter ihren bloßen Füßen kalt an, und als Melan hinter ihnen die Luke schloss, herrschte totale Dunkelheit. Langsam stiegen sie nach unten, wobei Inevera schreckliche Angst hatte, sie könnte ausrutschen und die Braut des Everam mit sich die Stufen hinunterreißen.

Zum Glück war die Treppe nur kurz, und tatsächlich straukelte Inevera vor lauter Überraschung, als sie unverhofft den Absatz erreichten. Sie fing sich jedoch schnell, und niemand schien ihr Missgeschick zu bemerken.

In Qevas Hand erschien ein rotes Licht und verbreitete einen unheimlichen, bösen Schimmer, der es ihnen gestattete, einander zu sehen, der jedoch wenig dazu beitrug, die beklemmende Düsternis rings um sie her zu mildern. Die *dama'ting* führte sie an einer Reihe von dunklen Zellen entlang, die in den rohen Fels getrieben waren. Zu beiden Seiten waren Siegel in die Wände gemeißelt.

»Du wartest hier mit Melan«, beschied Qeva Manvah und forderte Inevera auf, eine der Zellen zu betreten. Das Mädchen fuhr zusammen, als die schwere Tür sich hinter ihnen schloss.

In einer Ecke des Raums befand sich ein steinernes Podest, und dort legte die *dama'ting* das glühende Ding ab. Es sah aus wie ein Klumpen Kohle, in den glimmende Siegel eingekerbt waren, doch selbst Inevera wusste es besser. Es handelte sich um *alagai hora*.

Dämonenknochen.

Qeva wandte sich wieder ihr zu, und Inevera registrierte das Aufblitzen einer gebogenen Klinge in ihrer Hand. In dem roten Licht sah das Messer aus, als sei es mit Blut befleckt.

Kreischend wich Inevera zurück, doch die Zelle war winzig, und bald spürte sie, wie sie mit dem Rücken gegen die Steinwand stieß. Die *dama'ting* hielt die Klinge dicht vor Ineveras Nase, und das Mädchen schielte bei dem Versuch, die Schneide zu sehen.

»Fürchtest du dich vor dem Messer?«, fragte die *dama'ting*.

»Ja, *dama'ting*«, platzte Inevera mit brechender Stimme heraus.

»Schließ die Augen«, befahl Qeva. Inevera schlotterte vor Angst, doch sie gehorchte; das Herz hämmert laut in ihrer Brust, während sie darauf wartete, dass sich die Klinge in ihr Fleisch bohrte.

Doch der Messerstich blieb aus. »Stelle dir eine Palme vor, Tochter einer Flechterin«, sagte Qeva. Inevera begriff nicht ganz,

was die *dama'ting* von ihr wollte, aber sie nickte. Es fiel ihr leicht, dieses Bild heraufzubeschwören, denn sie kletterte jeden Tag auf Palmen, turnte mühelos die Stämme hinauf, um Palmwedel für die Flechtarbeit zu ernten.

»Fürchtet eine Palme den Wind?«, fragte die *dama'ting*.

»Nein, *dama'ting*«, erwiderte Inevera.

»Was macht sie?«

»Sie biegt sich, *dama'ting*.«

»Der Evejah lehrt uns, dass Angst und Schmerzen nichts weiter sind als Wind, Inevera, Manvahs Tochter. Lass diese Gefühle einfach an dir vorbeiziehen.«

»Ja, *dama'ting*«, antwortete Inevera.

»Wiederhole es dreimal«, befahl Qeva.

»Angst und Schmerzen sind nur Wind«, sagte Inevera, tief durchatmend. »Angst und Schmerzen sind nur Wind. Angst und Schmerzen sind nur Wind.«

»Öffne die Augen und knie nieder«, fuhr Qeva fort. Nachdem Inevera der Aufforderung gefolgt war, fügte sie hinzu: »Strecke deinen Arm aus.« Als Inevera ihren Arm hob, hatte sie das Gefühl, er gehöre gar nicht zu ihrem Körper, aber er zitterte nicht. Die Braut des Everam streifte Ineveras Ärmel hoch, schnitt in den Unterarm und zog eine hellrot blutende Linie.

Inevera sog scharf den Atem ein, aber weder zuckte sie zurück noch entfuhr ihr ein Schrei. *Angst und Schmerzen sind nur Wind.*

Die *dama'ting* hob ihren Schleier an und leckte die Klinge ab, um Ineveras Blut zu schmecken. Sie steckte das Messer in ein Futteral an ihrer Taille, dann streckte sie ihre kräftige Hand aus und quetschte die Schnittwunde, bis Blut auf eine Handvoll schwarzer, mit Siegeln versehener Würfel tropfte.

Inevera biss die Zähne zusammen. *Angst und Schmerzen sind nur Wind.*

Als das Blut auf die Würfel traf, begannen diese zu glühen, und Inevera begriff, dass auch diese aus *alagai hora* bestanden. Ihr

Blut kam mit Dämonenknochen in Berührung. Der Gedanke entsetzte sie.

Die *dama'ting* trat einen Schritt zurück, stimmte einen leisen Sprechgesang an und schüttelte die Würfel, die mit jedem Moment, der verstrich, intensiver glühten.

»Everam, Spender von Licht und Leben, ich flehe dich an, lass deine geringe Dienerin wissen, was da kommen wird. Erzähle mir von Inevera, Tochter des Kasaad, aus der Kaji-Blutlinie von Damaj.«

Damit warf sie die Würfel vor Inevera auf den Boden. Ihr Licht explodierte in einem Blitz, der das Mädchen blinzeln ließ, dann schwächte es sich zu einem stumpfen Pulsieren ab, während die glühenden Symbole auf dem Boden die Schicksalsfäden bloßlegten, aus denen ihre Zukunft gewebt war.

Die *dama'ting* sagte nichts. Mit schmalen Augen starrte sie eine geraume Zeit lang die Symbole an. Inevera hätte nicht sagen können, wie lange die Betrachtung dauerte, aber sie schwankte, als ihre Beinmuskeln, die nicht daran gewöhnt waren, so lange zu knien, allmählich unter ihr nachgaben.

Qeva sah sie an, als sie das Wanken bemerkte. »Setz dich auf deine Fersen und halt still!« Sie stand auf und bewegte sich in der engen Zelle im Kreis, um das Muster der Würfel aus jedem Blickwinkel zu begutachten. Langsam verblasste das Glühen, doch die *dama'ting* grübelte immer noch.

Trotz der Ermahnung, sich wie eine Palme im Wind zu verhalten, wuchs Ineveras Nervosität. Ihre Muskeln schmerzten vor Anspannung, und mit jeder Sekunde, die verging, verdoppelte sich ihre Angst. Was sah die Braut des Everam? Sollte sie ihrer Mutter weggenommen und in einen Harem verkauft werden? War sie vielleicht unfruchtbar?

Endlich fasste Qeva das Mädchen ins Auge. »Wenn du die Würfel in irgendeiner Weise berührst, ist das dein Tod.« Nach dieser Warnung verließ sie den Raum und schnauzte Befehle. Das Geräusch rennender Schritte erklang, als Melan lossetzte.

»Die Würfel irren sich nie«, erwiderte Kenevah. »Und du solltest dich glücklich schätzen. Du, die Tochter einer Korbflechterin und eines unbedeutenden *Sharum*, wirst Everam anverlobt. Begreifst du nicht, welch große Ehre deiner Familie heute widerfährt?«

»Warum durfte ich mich dann nicht von ihr verabschieden? Nicht einmal von meiner Mutter?« *Beantworte niemals eine Frage mit einer Gegenfrage*, hatte Manvah ihr eingeschärft, aber im Augenblick war Inevera alles egal.

»Ein glatter Bruch ist das Beste«, meinte Kenevah. »Deine Familie steht jetzt tief unter dir. Sie ist unwichtig. Während deiner Ausbildung ist es dir nicht erlaubt, sie zu sehen, und wenn du so weit bist, dich der Prüfung zu unterziehen, ob du würdig bist, die weiße Tracht anzulegen, wirst du gar keine Sehnsucht mehr nach deinen Leuten haben.«

Zu einer derart albernen Bemerkung fiel Inevera nichts ein. Sie sollte nicht mehr den Wunsch verspüren, ihre Mutter zu sehen? Oder ihren Bruder? Undenkbar. Sogar ihren Vater würde sie vermissen, obwohl Kasaad ihre Abwesenheit vermutlich gar nicht bemerken würde.

Bald kam der Kaji-Dama'ting-Palast in Sicht. Er stand selbst den grandiosesten Prachtbauten der mächtigsten *Damaji* in nichts nach und war von einer zwanzig Fuß hohen, mit Siegeln versehenen Mauer umgeben, die sowohl Schutz bot vor Feinden, die bei Tageslicht angriffen, als auch vor *alagai*. Über der Mauerkrone konnte sie die hohen Türme und die große Kuppel des Palastes sehen, aber Inevera hatte niemals einen Blick hinter die Mauern geworfen. Niemand außer den *dama'ting* und ihren Schülerinnen durchschritt jemals das wuchtige Tor. Kein Mann, nicht einmal der *Andrah* höchstselbst, durfte einen Fuß auf diesen geweihten Boden setzen.

Jedenfalls hatte man Inevera dies erzählt, doch als sich die Flügel des Portals – die sich scheinbar von selbst geöffnet hatten – wieder hinter ihnen schlossen, sah sie zwei muskulöse Männer,

welche sie zuschoben. Bekleidet waren sie lediglich mit weißen Bidos und Sandalen, und ihr Haar und ihre Körper glänzten vor Öl. Beide trugen goldene Fesseln um die Knöchel und Handgelenke, aber Inevera sah keine Ketten, die die Fuß- und Handschellen miteinander verbanden.

»Ich dachte, Männer seien aus dem Palast ausgeschlossen«, bemerkte Inevera, »um die Keuschheit der *dama'ting* nicht zu gefährden.«

Die Bräute des Everam gaben ein bellendes Lachen von sich, als hätten sie einen umwerfend komischen Witz gehört. Sogar Melan gluckste in sich hinein.

»Das stimmt nur zur Hälfte«, klärte Kenevah sie auf. »Die Eunuchen haben keine Hoden, und deshalb gelten sie in Everams Augen nicht als Männer.«

»Sie sind also ... *push'ting*?« fragte Inevera.

Kenevah lachte gackernd. »Ihre Hoden sind zwar weg, aber trotzdem funktionieren ihre Speere gut genug, um die Arbeit eines richtigen Mannes zu leisten.«

Inevera lächelte gequält, als sie die breite Marmortreppe hochstiegen; die Stufen waren glattpoliert und glänzten in einem makellosen Weiß. Bemüht, sich so klein und unauffällig wie möglich zu machen, drückte sie die Arme eng an ihren Körper, während andere gut aussehende, athletische Sklaven in goldenen Fesseln die prächtige Eingangstür öffneten. Die Männer verneigten sich, Qeva streckte die Hand nach einem der Burschen aus und streichelte mit dem Finger die Unterseite seines Kinns.

»Es war ein anstrengender Tag, Khave! Komm in einer Stunde mit erhitzten Steinen und Duftöl in meine Gemächer, um die Verspannungen wegzumassieren.« Der Sklave verbeugte sich tief, sagte jedoch nichts.

»Dürfen sie nicht sprechen?«, fragte Inevera.

»Sie können nicht«, erklärte Kenevah. »Als man ihre Hoden entfernte, schnitt man ihnen auch die Zunge heraus, und sie ken-

nen keine Schriftzeichen. Sie wären nie imstande, von den Wunderdingen zu berichten, die sie im *Dama'ting*-Palast sehen.«

In der Tat strotzte der Palast vor einem verschwenderischen Luxus, der Ineveras kühnste Fantasien übertraf. Alles – die Säulen, die hohe Kuppeldecke, die Fußböden, Wände und Treppen – bestand aus vollkommenem weißem Marmor, der auf Hochglanz poliert war. Dicke gewebte Teppiche, die sich unter ihren bloßen Füßen erstaunlich weich anfühlten, lagen in den Hallen verteilt und füllten sie mit bunten Farben. An den Wänden hingen Gobelins – Meisterstücke der Handwerkskunst, welche die Geschichten des *Evejah* zum Leben erweckten. Wunderschöne glasierte Keramiken standen auf marmornen Sockeln, zusammen mit Kunstgegenständen aus Kristall, Gold und poliertem Silber, angefangen von zierlichen Skulpturen und Filigranarbeiten bis hin zu schweren Kelchen und Schüsseln. Im Basar hätte man solche Wertgegenstände schwer bewacht – jedes einzelne Teil hätte man für eine Summe verkaufen können, von der eine Familie zehn Jahre lang leben könnte –, doch wer in ganz *Krasia* hätte es gewagt, die *dama'ting* zu bestehlen?

In den Korridoren begegneten ihnen andere Bräute, entweder einzeln oder in schwatzenden Gruppen. Alle trugen die gleichen Gewänder aus fließender weißer Seide, mit übergeschlagenen Kapuzen und Schleiern vor dem Gesicht – selbst hier drin, wo kein Mann sie sehen konnte. Wenn *Kenevah* an ihnen vorbeiging, blieben sie stehen und verneigten sich tief, und obwohl sie sich bemühten, es zu vertuschen, musterte jede von ihnen *Inevera* mit neugierigen und nicht gerade freundlichen Blicken.

Mehr als eine der Bräute, die ihnen entgegenkamen, war hochschwanger. Es war schockierend, *dama'ting* in diesem Zustand zu sehen, vor allen Dingen, wenn die einzigen Männer, die sie in ihrer Nähe duldeten, kastriert waren; aber *Inevera* verbarg ihre Verblüffung, indem sie eine undurchdringliche Miene aufsetzte wie jemand, der sich im Basar aufs Feilschen einstellt. Eine Frage hätte *Kene-*

vahs Geduld vielleicht überstrapaziert, und wenn sie hier leben musste, würde sie die Antwort schon noch früh genug erfahren.

Der Palast besaß sieben Flügel, einen für jede Säule im Himmel, wobei der mittlere Komplex gen Anochs Sonne wies, der letzten Ruhestätte des Kaji. Dies hier war der persönliche Trakt der *Damaji'ting*, und man führte Inevera in das prächtig ausgestattete Empfangszimmer der Ersten Braut. Qeva und Melan erhielten die Anweisung, draußen zu warten.

»Setz dich«, befahl die *Damaji'ting* und deutete auf ein paar mit Samt bezogene Sofas, die vor einem glänzend polierten Schreibtisch aufgestellt waren. Schüchtern nahm Inevera Platz; in diesem riesigen Arbeitszimmer kam sie sich klein und unbedeutend vor. Kenevah setzte sich hinter den Schreibtisch, legte die Fingerspitzen aneinander und starrte Inevera an, die sich unter dem gnadenlosen Blick krümmte.

»Qeva sagte mir, dass du über deine Namensvetterin im Bilde bist«, begann Kenevah in barschem Ton, und Inevera fragte sich, ob die *Damaji'ting* sich vielleicht über sie lustig machte. »Erzähle mir, was du über sie weißt.«

»Inevera war die Tochter des Damaj, des engsten Freundes und Ratgebers Kajis«, antwortete Inevera. »Im Evejah steht, sie sei so schön gewesen, dass Kaji sich auf den ersten Blick in sie verliebte und behauptete, es sei Everams Wille, sie unter all seinen Frauen zur Ersten Gemahlin zu erheben.«

Kenevah schnaubte. »Die *Damajah* war mehr als das, Mädchen. Viel mehr. Wenn sie mit Kaji in den Kissen lag, flüsterte sie Worte der Weisheit in sein Ohr und verschaffte ihm dadurch eine unerhörte Machtfülle. Es heißt, sie hätte mit Everams Stimme gesprochen, und deshalb bedeutet dieser Name ›Everams Wille‹. Inevera war auch die erste *dama'ting*«, fuhr Kenevah fort. »Sie lehrte uns die Kunst des Heilens, das Wissen um Gifte und die *hora*-Magie. Sie webte Kajis Umhang, der ihn unsichtbar machte, und schnitt die Siegel in seinen mächtigen Speer und in seine Krone.«

Kenevah fasste Inevera scharf ins Auge. »Und sie wird zurückkehren, wenn der Sharak Ka naht, um den nächsten Erlöser zu finden.«

Inevera rang nach Luft, aber Kenevah maß sie nur mit einem nachsichtigen Blick. »Ich habe hundertmal erlebt, wie Mädchen mit deinem Namen der Atem stockt, wenn sie das hören, aber keine von ihnen hat je einen Erlöser entdeckt. Wie viele Ineveras gibt es allein in der Damaj-Sippe? Zwanzig?«

Inevera nickte, und Kenevah brummte zufrieden. Aus ihrem Schreibpult zog sie ein dickes Buch mit einem abgewetzten Lederücken. Von der früheren Blattgoldverzierung waren nur noch ein paar matte Flecken übrig.

»Der Evejah'ting«, sagte Kenevah. »Du wirst dieses Buch lesen.«

Inevera verneigte sich. »Natürlich, *Damaji'ting*, obwohl ich den Heiligen Text schon viele Male gelesen habe.«

Kenevah schüttelte den Kopf. »Du hast den Evejah gelesen, Kajis Version, die im Lauf der Jahre obendrein noch geändert wurde, um den Zwecken der *dama* zu dienen. Aber der Evejah ist nur die halbe Geschichte. Der Evejah'ting, sein Begleitbuch, wurde von der *Damajah* selbst geschrieben und enthält ihre persönlichen Weisheiten und den Bericht über Kajis Aufstieg. Du wirst jede Seite auswendig lernen.«

Inevera nahm das Buch in die Hand. Die Seiten waren unglaublich dünn und weich, aber der Evejah'ting war genauso dick wie der Evejah, den Manvah sie zu lesen gelehrt hatte. Sie drückte das Buch fest an ihre Brust, als wolle sie es vor Dieben schützen.

Die *Damaji'ting* reichte ihr einen prallen Beutel aus schwarzem Samt. Als Inevera ihn entgegennahm, klapperte etwas darin.

»Dein *hora*-Beutel«, erklärte Kenevah.

Inevera wurde blass. »Er enthält Dämonenknochen?«

Kenevah schüttelte den Kopf. »Es wird mehrere Monate dauern, bis du ausreichend geschult bist, um echte *hora* auch nur zu berühren, und dann werden wahrscheinlich noch ein paar Jahre ver-

gehen, ehe man dir erlaubt, die Kammer der Schatten zu betreten und deine Würfel zu schnitzen.«

Inevera löste die Zugbänder und schüttete den Inhalt des Beutels in ihre Hand. Da waren sieben Würfel aus Ton, die alle eine unterschiedliche Anzahl von Seiten aufwiesen. Sämtliche Würfel waren schwarz lackiert, damit sie Dämonenknochen glichen, und in jede Fläche waren rote Symbole eingekerbt.

»Die Würfel können dir die gesamten Mysterien der Welt enthüllen, wenn du lernst, sie richtig zu lesen«, sagte Kenevah. »Diese hier sollen dich daran erinnern, welches Ziel du anstrebst, und sie dienen dir zum Studium ihres Gebrauchs. Ein großer Teil des Evejah'ting handelt davon, wie man sich das Wissen aneignet, sie zu verstehen.«

Inevera steckte die Würfel in den Beutel zurück, zog die Kordel zu und verwahrte ihn sicher in ihrem Gewand.

»Sie werden dich ablehnen«, sagte Kenevah.

»Wer wird mich ablehnen, *Damaji'ting*?«, fragte Inevera.

»Alle«, betonte Kenevah. »Die Anverlobten sowie die Bräute gleichermaßen. Hier gibt es keine einzige Frau, die dich willkommen heißt.«

»Und warum wollen sie mich nicht?«

»Weil deine Mutter keine *dama'ting* war. Du wurdest nicht geboren, um die weiße Tracht zu tragen«, erläuterte Kenevah. »Vor zwei Generationen haben die Würfel schon einmal ein Mädchen auserwählt. Du wirst doppelt so hart arbeiten müssen wie die anderen, wenn du dir den Schleier verdienen willst. Deine Schwestern befinden sich seit ihrer Geburt in der Ausbildung.«

Inevera verdaute diese Neuigkeit. Außerhalb des Palastes wussten alle, dass die *dama'ting* in Keuschheit lebten. Alle, so schien es, außer den *dama'ting* selbst.

»Sie werden dich hassen«, fuhr Kenevah fort, »aber sie werden dich auch fürchten. Wenn du klug bist, kannst du das zu deinem Vorteil nutzen.«

»Fürchten?«, wunderte sich Inevera. »Warum in Everams Namen sollten sie mich fürchten?«

»Weil das Mädchen, das damals von den Würfeln auserwählt wurde, jetzt als *Damaji'ting* vor dir sitzt«, erwiderte Kenevah. »Das war immer so, seit der Zeit des Kaji. Die Würfel zeigen, dass du meine Nachfolgerin sein könntest.«

»Ich werde *Damaji'ting* sein?«, fragte Inevera in ungläubigem Staunen.

»Du *könntest* es sein«, berichtigte Kenevah. »Falls du lange genug lebst. Die anderen werden dich beobachten und über dich urteilen. Einige deiner in Ausbildung befindlichen Schwestern versuchen vielleicht, sich bei dir einzuschmeicheln, und andere werden danach trachten, dich zu beherrschen. Du musst stärker sein als sie alle.«

»Ich ...« begann Inevera.

»Aber du darfst nicht *zu* stark wirken«, unterbrach Kenevah sie, »denn dann bringen die *dama'ting* dich in aller Stille um, ehe du deinen Schleier anlegst, und lassen die Würfel eine andere Kandidatin auswählen.«

Inevera spürte, wie ihr das Blut in den Adern gefror.

»Alles in deinem Leben wird sich nun ändern, Mädchen«, sagte Kenevah. »Aber ich denke, am Ende stellst du fest, dass es im *Dama'ting*-Palast nicht viel anders zugeht als auf dem Großen Basar.«

Inevera legte den Kopf schräg und war sich nicht sicher, ob das ein Scherz sein sollte oder nicht. Doch Kenevah achtete nicht auf sie, sondern läutete eine goldene Glocke auf ihrem Schreibpult. Qeva und Melan betraten das Gemach. »Bringt sie in das Gewölbe.«

Abermals packte Qeva Ineveras Arm und zerrte sie beinahe vom Sofa hoch.

»Melan, du wirst sie in den Gebräuchen der Anverlobten unterweisen«, bestimmte Kenevah. »Während der nächsten zwölf Mondkreisläufe werden ihre Fehler die deinen sein.«

Teppiche verschwanden, stattdessen war der Boden mit Marmorfliesen gekachelt und glitschig von der sich niederschlagenden Nässe. Eine vierschrotige *dama'ting* stand Wache vor einem Portal und gaffte Inevera unverhohlen an, wie eine Katze eine Maus anstarrt. Inevera erschauerte, als sie in einen großen Raum gelangten, an dessen Wänden Dutzende von Haken angebracht waren. An den meisten hingen eine Robe und ein langer Streifen aus weißer Seide. Weiter vorn erklangen Gelächter und platschende Geräusche.

»Zieh dein Kleid aus und lass es am Boden liegen, damit es verbrannt werden kann«, befahl Qeva.

Hurtig schlüpfte Inevera aus ihrem gelbbraunen Kleid und dem Bido – ein breiter Stoffstreifen, der den allgegenwärtigen Sand und Staub des Basars von den empfindlichen Körperpartien fernhielt. Manvah trug einen schwarzen Bido und hatte Inevera beigebracht, wie man ihn schnell mit einem praktischen Knoten band.

Melan entkleidete sich, und Inevera sah, dass sie unter ihrer Robe und den seidenen langen Hosen auch einen Bido trug, nur war dieser viel komplizierter gebunden, denn er bestand aus einem vielfach geflochtenen, kaum einen Zoll breiten Streifen Seide. Auch ihr Kopf war mit Seide umwickelt, die ihr Haar, die Ohren und den Hals vollständig verhüllte. Ihr Gesicht blieb frei.

Melan band einen kleinen Knoten unter ihrem Kinn auf und fing an, die Kopfbedeckung zu entfernen. Flink, mit einer durch lange Übung erworbenen Geschicklichkeit, löste sie ein unglaublich kniffliges Geflecht. Dabei drehte sie die Hände dauernd hin und her, um den gelockerten Seidenstreifen daranzuwickeln und ihn gleichzeitig straff zu halten.

Zu ihrem Schrecken sah Inevera, dass der Kopf des Mädchens kahlgeschoren war; die olivfarbene, glatte Haut schimmerte wie polierter Stein.

Die Kopfbedeckung endete in einem stramm geflochtenen Zopf aus Seide, der an Melans Rücken herunterhing. Hinter dem Kopf

fuhren die Hände des Mädchens mit ihrem Tanz fort und entwirren Dutzende von Schlingen in der Seide, bis zwei separate Stränge zu ihrem Bido führten. Und immer noch arbeiteten die Hände der Schülerin.

Es ist ein einziger Streifen Seide, erkannte Inevera und sah in ehrfurchtsvollem Staunen zu, wie Melan langsam ihren Bido entflocht. Der Eindruck eines Tanzes verstärkte sich noch, als Melan anfang, über die aufgelösten Streifen zu treten, wobei ihre bloßen Füße einen steten Rhythmus stampften. Dutzende von Malen kreuzte die Seide ihre Schenkel und zog sich zwischen ihren Beinen hindurch, eine Schicht über die andere legend.

Inevera hatte genug Körbe hergestellt, um zu wissen, was eine gute Flechtarbeit war, und dies hier war ein Meisterwerk. Ein derart raffiniertes Gewebe konnte den ganzen Tag getragen werden, ohne sich zu lockern, und ein Ungeübter würde wahrscheinlich niemals in der Lage sein, es zu entwirren, ohne ein heilloses Durcheinander zu verursachen.

»Der geflochtene Bido ist wie das Gewebe aus Fleisch, das deine Jungfräulichkeit schützt«, bemerkte Qeva und warf Inevera eine große Rolle aus dünner weißer Seide zu. »Du wirst ihn ständig tragen, außer wenn du dich reinigst oder deine Notdurft verrichtest, was hier in der tiefsten Kammer des Gewölbes geschieht. Unter gar keinen Umständen wirst du das Gewölbe ohne den Bido verlassen, und wenn er nicht ordentlich geflochten ist, wirst du bestraft. Melan bringt dir bei, wie man ihn anlegt. Für die Tochter einer Korbflechterin dürfte es ein Leichtes sein, es zu lernen.«

Bei dieser Bemerkung schnaubte Melan verächtlich durch die Nase; Inevera schluckte trocken und bemühte sich, nicht den kahlen Kopf des Mädchens anzustarren, als Melan nun zu ihr kam. Sie war ein paar Jahre älter als Inevera und sehr hübsch ohne die Kopfbedeckung. Sie streckte die Hände aus, die jeweils mit mindestens zehn Fuß Seide umwickelt waren. Inevera folgte ihrem

Beispiel, sie traten über den Streifen Seide zwischen ihren Händen und schoben ihn über ihre Gesäßbacken.

»Das erste Geflecht heißt Everams Hüter«, erklärte Melan, zog die Seide straff und kreuzte sie über ihrer Scham. »Es wird siebenmal übereinandergelegt, einmal für jede Säule im Himmel.« Inevera ahmte ihre Bewegungen nach, und nach einer Weile gelang es ihr mitzuhalten, bis Qeva einschritt.

»Die Seide hat sich verdreht. Beginnt noch einmal von vorn«, befahl die *dama'ting*.

Inevera nickte, beide Mädchen lösten das Geflecht und fingen erneut an. Inevera krauste die Stirn und gab ihr Bestes, um die Bewegungen perfekt nachzuahmen. Kenevah hatte gesagt, dass Melan für ihre Fehler verantwortlich gemacht würde, und sie wollte nicht, dass man das Mädchen für ihre Ungeschicklichkeit bestrafte. Es gelang ihr, bis zur Kopfbedeckung mitzuhalten, ehe die *dama'ting* wieder etwas zu bemängeln fand.

»Nicht so stramm«, kritisierte Qeva. »Du bindest einen Bido und versuchst nicht, den gebrochenen Schädel eines *Sbarum* zu bandagieren. Macht es noch einmal.«

Melan bedachte Inevera mit einem ärgerlichen Blick, der ihre Wangen vor Scham glühen ließ, doch von Neuem entwirrten sie die Seidenstränge und entflochten vollständig ihre Bidos, bevor sie die gesamte Prozedur wiederholten.

Beim dritten Mal hatte Inevera den Bogen raus. Ihre Finger entwickelten ein natürliches Gefühl für das Muster der Maschen, das Flechten ging ihr glatt von der Hand, und bald standen sie und Melan in vollkommen gleichen Seidenbidos da.

Qeva klatschte in die Hände. »Vielleicht kann doch noch was aus dir werden, Mädchen. Melan brauchte Monate, um das Flechten eines Bidos zu lernen, und sie war noch eine der Schnellsten. Nicht wahr, Melan?«

»Wie die *dama'ting* sagt.« Melan machte eine steife Verbeugung, und Inevera kam der Verdacht, dass Qeva sie aufzog.

»Ab ins Bad mit euch«, kommandierte Qeva. »Es ist schon spät am Tag, und bald wird die Küche geöffnet.«

Bei der Erwähnung von Essen fing Ineveras Magen an zu knurren. Seit ihrer letzten Mahlzeit waren viele Stunden vergangen.

»Du kriegst bald was zu essen.« Qeva lächelte. »Nachdem du und die anderen Mädchen das Abendessen aufgetragen und das Geschirr abgewaschen habt.«

Sie lachte und deutete in die Richtung, aus der der Wasserdampf und die platschenden Geräusche kamen. Melan entledigte sich rasch ihres Bidos und steuerte auf den Ort zu. Inevera brauchte etwas mehr Zeit, da sie aufpassen musste, die Seide nicht zu verheddern; dann folgte sie ihr, wobei ihre nackten Füße auf den Marmorkacheln klatschten.

Der Gang endete vor einem großen Becken mit heißem Wasser, von dem dichte Dampfschwaden aufstiegen. Darin tummelten sich ein paar Dutzend Mädchen, allesamt so kahlköpfig wie Melan. Einige waren in Ineveras Alter, viele jedoch älter, auch ein paar fast erwachsene Frauen befanden sich darunter. Sie standen in dem steinernen Bad und wuschen sich, oder sie räkelten sich auf den glatten Steinstufen am Rand des Beckens, um sich die Körperhaare abzurasierern und die Nägel zu schneiden.

Inevera dachte an den Eimer mit warmem Wasser, den sie und ihre Mutter sich teilten, wenn sie sich säubern wollten. Die ihnen gewährte Ration war so gering, dass sie das Wasser nur selten austauschen konnten. Voller Staunen watete sie in das Becken, genoss es, wie das heiße Wasser ihre Schenkel liebte, und zog die Fingerspitzen über die Oberfläche, wie wenn sie auf dem Markt einen Seidenstoff prüfte.

Bei ihrem Eintreten blickten alle auf. Die Mädchen, die lässig auf den Steinstufen herumlümmelten, schnellten hoch wie zischende Schlangen; jedes Augenpaar in dem dampfenden Gewölbe heftete sich auf die beiden Neuankömmlinge. Hastig ließen sich die, die noch saßen, ins Wasser gleiten und umringten sie.

Inevera drehte sich um, doch der Rückweg war bereits abgeschnitten. Der Kreis der Mädchen wurde enger, ließ keine Flucht mehr zu und versperrte Außenstehenden die Sicht auf Inevera und Melan.

»Ist sie das?«, fragte ein Mädchen.

»Die, welche von den Würfeln erwählt wurde?«, erkundigte sich jemand anders. Die Stimmen verloren sich in den Dampfwolken, als die Mädchen anfangen, im Kreis zu gehen und Inevera und Melan von allen Seiten zu beäugen, so wie Qeva die Würfel geprüft hatte.

Melan nickte, und der Kreis schloss sich noch enger zusammen; jedes Mädchen konzentrierte sich nun voll und ganz auf Inevera, die das kollektive Starren wie einen vernichtenden, körperlichen Schlag empfand.

»Melan, was ...?« Inevera streckte die Hand aus, während ihr Herz wie wild pochte.

Melan packte ihr Handgelenk, verdrehte es und zog mit einem heftigen Ruck daran. Inevera fiel gegen sie, Melan griff mit einer Faust in ihr dichtes Haar und nutzte den Schwung ihres Sturzes, um ihren Kopf unter Wasser zu drücken.

Ein gurgelndes Geräusch erklang, danach hörte sie nur noch das Rauschen von Wasser. Reflexhaft schluckte Inevera Wasser und glaubte zu ersticken, aber unter Wasser konnte sie nicht husten, und ihr Inneres verkrampfte sich schmerzhaft, als sie den Drang zu atmen unterdrückte. Das heiße Wasser verbrühte ihr Gesicht, und sie wehrte sich heftig, doch Melan hielt sie mit eisernem Griff fest, dem Inevera hilflos ausgeliefert war. Sie schlug wild um sich, als ihre Lungen zu platzen drohten, aber genauso wie Soli benutzte auch Melan die Technik des *sharusabk*, und ihre Bewegungen kamen schnell und präzise. Inevera hatte gegen sie keine Chance.

Melan brüllte ihr etwas zu, aber der Schall drang nur gedämpft durch das Wasser, und Inevera verstand kein Wort. Sie wusste,

dass sie ertrinken würde. Es erschien ihr so absurd. Inevera hatte noch nie in Wasser gestanden, das über ihre Knie reichte. Wasser war kostbar im Wüstenspeer und diente im Basar sowohl als Währung wie als Handelsware. *Gold glänzt, aber Wasser ist göttlich*, lautete eine Redewendung. Nur die reichsten Einwohner Kra-sias konnten es sich leisten, in Wasser unterzutauchen.

Sie hatte schon fast mit ihrem Leben abgeschlossen, als Melan plötzlich an ihrem Arm riss und sie unter lautem Platschen wieder aufrichtete. Ineveras Haar klebte an ihrem Gesicht, sie hustete und sog in tiefen Atemzügen die dampfende, stickige Luft ein.

»... spazierst einfach hier herein«, kreischte Melan, »sprichst mit der *Damaji'ting*, als sei sie deine Kissenfreundin, und lernst nach drei Versuchen, den Bido zu flechten!«

»Drei Versuche?«, staunte ein Mädchen.

»Allein dafür sollten wir sie töten«, steuerte eine andere bei.

»Sie hält sich wohl für was Besseres«, meinte eine dritte.

Durch ihre nassen Haarsträhnen blickte Inevera verzweifelt um sich, doch die anderen Mädchen sahen sie nur mit gleichgültigen Augen an. Keine von ihnen machte den Eindruck, als würde sie auch nur einen Finger krümmen, um ihr zu helfen.

»Melan, bitte, ich ...«, stotterte Inevera, aber Melan verstärkte ihren Griff und stieß sie abermals unter Wasser. Sie schaffte es, den Atem anzuhalten, doch bald wurde ihr die Luft knapp, und wieder schlug sie blindlings um sich, ehe Melan ihr gestattete, wieder aufzutauchen. »Auch wenn ich ein Jahr lang an dich gebunden bin, macht uns das nicht zu Freundinnen. Denkst du, du kannst hierherkommen und über Nacht Kenevahs Platz einnehmen? Vor meiner Mutter? Vor *mir*? Ich bin von Kenevahs Blut! Du bist bloß ... ein schlechter Wurf.«

Plötzlich hielt sie ein scharfes Messer in der Hand, und Inevera prallte entsetzt zurück, als Melan es durch die Luft sausen ließ und dicke Strähnen von ihrem Haar abschnitt. »Du bist ein Nichts.« Sie wirbelte das Messer zwischen den Fingern herum,

hielt es an der Klinge fest und reichte es mit dem Griff voran dem nächsten Mädchen, das sich ihnen näherte.

»Du bist ein Nichts«, wiederholte das Mädchen, schnappte sich eine andere Strähne von Ineveras Haar und säbelte sie ab.

Jedes Mädchen trat vor, übernahm das Messer und schnitt an Ineveras Haar herum, bis nur noch ein zerrupfter, ungleichmäßiger Schatten übrig blieb, von Blutflecken übersät. »Du bist ein Nichts«, intonierten sie der Reihe nach.

Als sich das letzte Mädchen zurückzog, kauerte Inevera kraftlos im Wasser und weinte. Immer wieder wurde sie von Hustenanfällen geschüttelt, und durch die Krämpfe brannte ihr Hals wie Feuer. Es war, als sollte auch noch der allerletzte Tropfen Wasser in ihren Lungen ausgestoßen werden.

Kenevah hatte recht. Im Dama'ting-Palast ging es wirklich nicht viel anders zu als auf dem Großen Basar, aber hier gab es keinen Soli, der sie beschützte.

Inevera dachte an Manvah und was sie zuletzt über Krisha gesagt hatte. Wenn sie Melan und den anderen Mädchen nicht mit *sharusabk* beikommen konnte, dann wollte sie so handeln wie ihre Mutter. Sie würde den Blick gesenkt halten und gehorchen. Hart arbeiten. Zuhören. Lernen.

Und dann, wenn niemand hinsah, würde sie Melans Lagerzelt aufsuchen und Ungeziefer darin aussetzen.

1

Arlen

333 NR – Sommer

30 Morgendämmerungen vor Neumond

Renna küsste Arlen noch einmal. Eine sanfte Brise strich über den dünnen Schweißfilm auf ihren Körpern und kühlte sie, während sie in der heißen Nacht keuchten.

»Ich habe mich schon gefragt, ob du unter dieser Stoffwindel auch tätowiert bist«, sagte sie. Sie kuschelte sich dicht an ihn heran, legte den Kopf auf seine nackte Brust und lauschte dem Schlag seines Herzens.

Arlen lachte und legte seinen Arm um sie. »Das Ding nennt man Bido. Und selbst *meine* Besessenheit hat Grenzen.«

Renna hob den Kopf und flüsterte ihm ins Ohr: »Vielleicht brauchst du nur einen Bannzeichner, dem du vertraust. Es ist die Pflicht einer Ehefrau, sich gut um das zu kümmern, was sich im Bido ihres Mannes befindet. Ich könnte dich mit Schwarzstängelsaft bemalen ...«

Arlen schluckte, und sie sah, dass sich seine Haut rötete. »Die Siegel würden ihre Form verändern, noch während du sie zeichnest.«

Renna lachte, schlang die Arme um ihn und ließ den Kopf wieder auf seine Brust sinken.

»Manchmal frage ich mich, ob ich verrückt bin«, sagte sie dann.

»Warum?«

»Gelegentlich kommt es mir vor, als säße ich immer noch in Selias Spinnstube und würde ins Leere starren. Alles, was seitdem passiert ist, erscheint mir wie ein Traum. Vielleicht hat meine Fantasie mich nur an einen sonnigen Ort versetzt, und da hänge ich nun fest.«

»Du hast eine merkwürdige Vorstellung von einem sonnigen Ort«, fand Arlen.

»Überhaupt nicht«, widersprach Renna. »Ich bin Harl und diese verfluchte Farm losgeworden, fühle mich stärker, als ich es je für möglich gehalten hätte, und tanze des Nachts unter freiem Himmel.« Mit der Hand vollführte sie eine weitausholende Geste. »Alles glänzt in bunten Farben.« Sie sah ihn an. »Und ich bin mit Arlen Strohhallen zusammen. Für mich kann es keinen sonnigeren Ort geben.«

Renna biss sich auf die Lippe, als die Worte in ihr hochsprudelten. Worte, die sie oft gedacht, aber niemals laut auszusprechen gewagt hatte. Teils zögerte sie, weil sie Arlens Reaktion fürchtete, aber auch sie selbst hegte viele Zweifel. Alle Gerber-Schwestern hatten sich bereitwillig in das Bett des erstbesten anständigen Mannes gelegt, den sie trafen, aber war eine von ihnen jemals verliebt gewesen?

Als sie noch Kinder waren, hatte Renna geglaubt, sie würde Arlen lieben, aber sie kannte ihn nur von fern; mittlerweile wusste sie, dass ihre Zuneigung weniger dem Jungen selbst galt, sondern den Eigenschaften, die sie ihm in ihrer Fantasie angedichtet hatte.

Im letzten Frühling hatte Renna sich eingeredet, sie würde Cobie Fischer lieben, aber jetzt wusste sie, dass sie sich selbst etwas vorgemacht hatte. Cobie war kein übler Bursche gewesen, aber Renna hätte vermutlich auch jeden anderen Mann, der zu Harls Farm gekommen wäre, verführt. Sie hätte alles getan, nur um wegzukommen, denn überall war es besser als dort, und jeder dahergelaufene Mann war besser als ihr Dad.

Aber Renna hatte das Lügen satt. Und sie war es leid, zu schweigen.

»Ich liebe dich, Arlen Strohballen«, sagte sie.

Ihr Mut verließ sie, sobald ihr die Worte entschlüpft waren, und sie hielt den Atem an. Aber ohne zu zögern, zog Arlen sie fester in seine Arme. »Und ich liebe dich, Renna Gerber.«

Sie blies den Atem aus, und all ihre Ängste und Zweifel verschwanden.

Renna war so aufgeladen mit Magie, dass sie nicht einschlafen konnte, aber sie sehnte den Schlaf auch nicht herbei. Sie fühlte sich behaglich und geborgen und wunderte sich fast ein bisschen, wie es möglich war, dass sie und Arlen erst vor ein paar Stunden an genau dieser Stelle gegen einen Dämonenprinzen und seine Diener gekämpft hatten. Die Welt schien eine andere zu sein. Das Leben war anders. Für eine kurze Zeit waren sie entkommen.

Doch während der Schweiß trocknete und die Glut der Leidenschaft abklang, drang die reale Welt wieder auf sie ein, schrecklich und beängstigend. Sie waren von den Kadavern toter Horclinge umgeben, schwarzes Dämonenblut war über die gesamte Lichtung gespritzt. Ein Dämon, der seine Gestalt verwandeln konnte, hatte immer noch ihre Form; der Kopf war glatt abgetrennt und aus der Wunde troff ein schwarzes Sekret. In ihrer Nähe lag immer noch Schattentänzer mit geschienten Beinen, der um ein Haar von einem Mimikrydämon getötet worden wäre.

»Ich muss Schattentänzer heilen, damit er wieder laufen kann«, sagte Arlen. »Und auch dann wird es ein, zwei Nächte dauern, bis er wieder voll bei Kräften ist.«

Renna ließ den Blick über die Lichtung wandern. »Die Vorstellung, noch eine Nacht hier zu verbringen, gefällt mir nicht.«

»Mir genauso wenig«, gab Arlen zu. »Morgen werden die Horclinge von diesem Platz angezogen werden wie Würmer von einer Regenpfütze. Unweit von hier habe ich einen sicheren Unterschlupf mit einem Wagen, der groß genug ist, um Schattentänzer zu beför-

dern. Ich kann ihn holen und bin dann kurz nach Sonnenaufgang wieder zurück.«

»Trotzdem wirst du den Anbruch der Nacht abwarten müssen«, sagte Renna.

Arlen legte den Kopf schräg. »Warum?«

»Das Pferd wiegt mehr als das Haus deines Dads«, erklärte Renna. »Wie sollen wir es ohne die Kraft, die die Nacht uns gibt, auf den Wagen hieven? Und wer soll den Karren überhaupt ziehen?«

Arlen sah sie an, und trotz der eintätowierten Siegel, die sein ganzes Gesicht bedeckten, verriet ihr seine Miene alles. »Hör auf damit!«, schnappte sie.

»Womit soll ich aufhören?«, fragte Arlen.

»Zu überlegen, ob du mich belügen sollst oder nicht. Wir sind jetzt einander versprochen, und zwischen Mann und Frau darf es keine Lügen geben.«

Verdutzt schaute Arlen sie an, dann schüttelte er den Kopf. »Ich hatte nicht vor, dich richtig zu belügen. Ich versuche nur zu entscheiden, ob es an der Zeit ist, dir etwas zu erzählen.«

»Jetzt *ist* der rechte Zeitpunkt, um mit der Wahrheit rauszurücken. Andernfalls kannst du was erleben«, betonte Renna. Arlen sah sie aus zusammengekniffenen Augen an, aber sie hielt seinem Blick stand, und nach einer Weile zuckte er mit den Schultern.

»Während des Tages verliere ich nicht meine gesamte Kraft«, sagte er. »Selbst unter der Mittagssonne könnte ich wahrscheinlich eine Milchkuh hochheben und weiter weg schleudern, als du einen Flusskiesel werfen kannst.«

»Und was macht dich so besonders?«, fragte Renna.

Wieder streifte Arlen sie mit diesem seltsamen Blick; sie funkelte ihn wütend an und drohte ihm halb scherzend, halb im Ernst mit der Faust.

Arlen lachte. »Ich erzähle dir alles, nachdem wir meinen Unterschlupf erreicht haben, Ehrenwort.«

das Messer mit Siegeln für den Angriff. Zur Not konnte die Kette als Bannzirkel dienen, aber als Würgeschlinge war sie noch viel wirkungsvoller. Und das Messer ...

Das Messer hatte die Brust eines Horcling-Prinzen durchbohrt. Selbst jetzt noch sah sie mit ihren durch Siegel geschärften Augen seine hell leuchtende Magie. Nicht nur die Siegel glänzten, die gesamte Klinge schimmerte in einem matten Licht. Bei der leisesten Berührung schnitt sie sich den Finger blutig.

Sie wusste, dass die Macht von der Sonne weggebrannt würde, aber in diesem Augenblick schien die Waffe unbesiegbar zu sein. Selbst bei Tag würde sie stärker sein als zuvor. Sämtliche Gegenstände, die mit Magie in Berührung kamen, wurden durch diesen Kontakt verbessert. Genauso brauchte sie die Kette nur flüchtig mit dem Poliertuch abzuwischen, um sie in einem frischen Glanz erstrahlen zu lassen, und die Kordel war noch robuster als zur Zeit ihrer Herstellung.

Bis zum Morgengrauen hielt Renna Wache bei Schattentänzer. Die ersten Sonnenstrahlen fielen auf die verstreut herumliegenden toten Horclinge und setzten sie in Brand. Sie wurde nie müde, sich dieses Schauspiel anzusehen, doch der Preis dafür war hoch. Während die Dämonen verbrannten, fingen die mit Schwarzstängelsaft auf ihre Haut gemalten Siegel an zu kribbeln, als deren Magie abflaute. Das Messer erhitzte sich in seinem Futteral und versengte ihr Bein. Um sich abzustützen, musste sie sich gegen einen Baum lehnen, und sie fühlte sich wie die Marionette eines Jongleurs, der man die Fäden durchtrennt hat. Sie war schwach und halb blind.

Der Moment der Verwirrung ging jedoch schnell vorbei, und Renna holte tief Luft. Wenn sie sich ein paar Stunden ausgeruht hatte, würde sie sich kräftiger fühlen als zu den besten Zeiten ihres Lebens, und selbst das war nur ein bleicher Schatten verglichen damit, wie sie sich des Nachts fühlte.

Wie war es möglich, dass Arlen auch im Sonnenlicht seine Energie behielt? Lag es daran, dass seine Siegel dauerhafte Tätö-

»In dieser hausen nur Gespenster«, entgegnete Arlen, und Renna hörte den schmerzlichen Unterton heraus. »Vor ein paar Jahren hat die Nacht Süßbrunnen erobert.«

»Kannst du den Ort, bevor er erobert wurde?«, fragte sie.

Arlen nickte. »Als ich noch Kurier war, kam ich gelegentlich dorthin. In der Siedlung lebten zehn Familien. ›Siebenundsechzig fleißige Menschen‹, so bezeichneten sie sich selbst mit Vorliebe. Sie hatten ein paar Schrullen, aber sie freuten sich über jeden Kurrier, und sie brannten den schärfsten Whiskey, den ich je getrunken habe.«

»Du hast nie den Whiskey meines Dads gekostet«, knurrte Renna. »Der war nicht nur zum Trinken gut, den konnte man auch anstelle von Lampenöl benutzen.«

»Der Whiskey aus Süßbrunnen war so stark, dass der Herzog von Angiers ihn ächten ließ«, erzählte Arlen. »Er strich den Ort von den Landkarten und befahl der Kuriergilde, ihn nicht mehr aufzusuchen.«

»Aber ihr seid trotzdem hingegangen«, folgerte Renna.

»Selbstverständlich, beim Horc nochmal!«, fluchte Arlen. »Wie kommt der Herzog dazu, einen Ort einfach von der Außenwelt abzuschneiden, was glaubt er denn, wer er ist? Außerdem konnte ein Kurier mit einer einzigen Fuhre Whiskey von Süßbrunnen so viel verdienen wie sonst in einem halben Jahr. Und ich mochte die Brunnenleute. Sie hatten den ganzen Ort durch Siegel geschützt, und Tag und Nacht herrschte dort ein reges Leben und Treiben. Schon aus einer Meile Entfernung konnte man sie singen hören.«

»Was ist passiert?«

Arlen zuckte mit den Schultern. »Ich fing an, weiter im Süden zu arbeiten, und blieb dem Ort ein paar Jahre lang fern. Erst als ich begann, meine Haut zu tätowieren, kam ich wieder in diese Gegend. Damals hatte ich monatelang in der Wildnis gehaust. Ich fühlte mich so einsam, dass ich mich laut mit Schattentänzer un-

terhielt und Konversation für uns beide machte. Ich drehte langsam durch, das war mir klar.«

Renna dachte daran, wie oft sie auf diese Weise mit den Tieren auf dem Hof ihres Vaters gesprochen hatte. Wie viele innige Gespräche hatte sie mit Missis Scratch oder Hoofy geführt? Obwohl Harl bei ihr war, hatte sie erlebt, was es hieß, einsam zu sein.

»Eines Tages merkte ich, dass ich mich in der Nähe von Süßbrunnen befand«, fuhr Arlen fort. »Ich beschloss, meine Hände und das Gesicht mit Stoff zu umwickeln und den Leuten irgendein fantastisches Märchen aufzutischen, mich hätte Feuerspeichel verbrannt. Ich sehnte mich danach, mit einem Menschen zu reden und ihm zuzuhören. Aber als ich in den Ort hineinritt, herrschte dort zum ersten Mal Stille.«

Sie passierten eine Baumgruppe, und das Dorf kam in Sicht. Zehn massive Häuser mit Strohdächern und ein Heiliges Haus standen in einem akkuraten Kreis um einen freien, mit Planken ausgelegten Platz, in dessen Mitte sich ein großer Brunnen befand. Der äußere Rand war mit Siegelpfosten abgegrenzt, und jedes Haus hatte zwei Stockwerke; das obere diente als Wohnung, unten lagen Werkstätten und Geschäfte. Es gab eine Schmiede, eine Taverne, einen Stall, eine Bäckerei, eine Weberei und noch verschiedene andere Betriebe, deren Zweck sich nicht ohne Weiteres erkennen ließ.

Renna beschlich ein mulmiges Gefühl, als sie den Platz überquerten und zum Stall gingen. Alles wirkte so gut erhalten. Nichts deutete auf einen Dämonenangriff hin, und es schien, als könnten jeden Moment Leute aus den Gebäuden treten. In Gedanken sah sie, wie ihre Geister irgendwelchen alltäglichen Verrichtungen nachgingen.

»Als ich herkam, war die Promenade voller Knochen und Blut und Dämonenscheiße«, erzählte Arlen. »Es stank immer noch, als läge der Überfall erst wenige Tage zurück! Wenn ich nur ein bisschen früher gekommen wäre, hätte ich vielleicht ...«

Renna drückte seinen Arm, sagte jedoch nichts.

»Einer der Siegelpfosten sah aus, als sei er vom Wind umgeknickt und weggeweht worden«, fuhr Arlen fort. »Baumdämonen müssen die Lücke entdeckt und die Leute überrumpelt haben, als sie gerade ihre Abendmahlzeit einnahmen. Einige flüchteten in die Nacht hinaus, aber als ich sie suchte, fand ich nur noch ihre Überreste.«

Renna konnte sich das Bild lebhaft vorstellen, wie die Einwohner von Süßbrunnen auf dem Dorfplatz an Holztischen saßen und gemeinsam speisten. Der Angriff der Horlinge traf sie völlig unvorbereitet. Sie konnte die Schreie hören und sehen, wie die Menschen starben. Von alledem wurde ihr schwindelig, und sie sank auf die Knie, als sich ihr der Magen umdrehte.

Im nächsten Moment legte Arlen ihr seine Hand auf die Schulter, und Renna merkte, dass sie geweint hatte. Verlegen blickte sie zu ihm hoch.

»Dafür brauchst du dich nicht zu schämen«, tröstete er sie. »Ich habe mich damals noch viel elender gefühlt.«

»Was hast du gemacht?«, wollte sie wissen.

Arlen blies den Atem aus. »Ein paar Wochen lang war ich wie von Sinnen. Tagsüber begrub ich die Gebeine und betrank mich mit Whiskey, nachts tötete ich im Umkreis von zehn Meilen jeden Horcling.«

»Als wir hierherkamen, habe ich frische Dämonenspuren gesehen«, bemerkte Renna.

Arlen knurrte. »Morgen früh werden die Freudenfeuer brennen.«

Renna legte die Hand auf den Griff ihres Messers und spuckte auf die Bodenbretter. »Ganz bestimmt.«

Sie begaben sich zum Stall, und Arlen hievte Schattentänzer vom Karren auf den Boden. Er ächzte ein wenig, doch es gelang ihm ohne besondere Mühe. Renna glaubte nicht, dass sie diese Arbeit geschafft hätte, selbst dann nicht, wenn ihre Kräfte durch die nächtliche Magie gestärkt waren.

»Wir brauchen Wasser«, stellte Arlen fest.

»Ich hole welches.« Renna wollte zum Brunnen in der Mitte des Dorfplatzes laufen. »Ich bin gespannt, wie Wasser schmeckt, das so süß ist, dass man einen Ort danach benannt hat.«

Arlen hielt sie am Arm fest. »So süß ist das Wasser nicht mehr. Ich fand Kennit Süßbrunnen, den Dorfältesten, in der Zisterne. Sein verwesender Leichnam lag über eine Woche lang im Wasser, ehe ich hinunterklettern und seine sterblichen Überreste heraufholen konnte. Jetzt ist der Brunnen vergiftet – deshalb heißt dieser Ort heute Totbrunnen. Die Pumpe hinter der Taverne spendet noch sauberes Wasser, aber es schmeckt nicht so gut, dass man ein Dorf danach benennen würde.«

Wieder spuckte Renna aus. Sie holte einen Eimer und steuerte auf die Taverne zu. Abermals wanderte ihre Hand zu dem Messer und streichelte den beinernen Griff. Sie konnte den Anbruch der Nacht nicht erwarten.

Nachdem Schattentänzer versorgt war, nahmen sie sich die Zeit, sich zu waschen und in der leeren Taverne ein kaltes Mahl zu essen. »Oben gibt es ein Gästezimmer, das an Besucher vermietet wurde«, sagte Arlen. »Bevor es Nacht wird, können wir ein paar Stunden schlafen.«

»Ein Gästezimmer zum Vermieten?«, fragte Renna. »Wenn hier Häuser rumstehen, in die wir uns einquartieren können?«

Arlen schüttelte den Kopf. »Ich finde es nicht richtig, das Bett eines Menschen in Anspruch zu nehmen, nachdem er von den Horclingen getötet wurde. In diesem Raum war ich untergebracht, wenn ich als Kurier hierherkam, und das Quartier ist für uns gut genug.«

Ich liebe dich, Arlen Strohballen, dachte sie, aber sie brauchte nicht zu wiederholen, was sie schon einmal ausgesprochen hatte. Sie nickte und folgte ihm die Treppe hinauf.

Sogar das Gästezimmer war größer als jeder andere Raum, in dem Renna zuvor genächtigt hatte. Darin stand ein riesiges Feder-

bett. Sie setzte sich darauf und staunte, wie weich es war. Bis jetzt hatte sie nur auf Strohmattatzen geschlafen. Sie lehnte sich zurück. Diese Unterlage war weicher als eine Wolke.

Ihre Blicke wanderten durch das Zimmer, als sie tiefer in den Federn versank. Arlen hatte eindeutig eine gewisse Zeit hier verbracht. Überall entdeckte sie die für ihn typischen Dinge – Töpfe mit Farbe, Pinsel, Werkzeuge zum Ätzen und Bücher. Ein kleines Schreibpult hatte als Werkbank gedient, und der ganze Boden war bedeckt mit Holzspänen und Sägemehl.

Arlen ging durch das Zimmer, schob einen kleinen Teppich zur Seite und suchte nach einem losen Dielenbrett, das sich darunter versteckt hatte. Er zog an dem Brett, und ein Teil des Fußbodens klappte in die Höhe. Die Ränder der Luke waren geschickt mit Sägemehl getarnt. Renna setzte sich aufrecht hin und bekam große Augen, als sie in das Loch hineinspähte. Es war angefüllt mit Waffen – jedes Stück eingölt, dicht an dicht mit Siegeln versehen, die Schneiden und Spitzen geschärft. Sie rutschte vom Bett herunter, trat an seine Seite und ging in die Hocke, um besser sehen zu können. Ihre Blicke huschten über die Siegel, die von Arlens Hand stammten.

Arlen wählte einen kleinen Bogen aus Goldholz und einen Köcher voller Pfeile aus und wollte die Sachen an Renna weiterreichen. »Es wird Zeit, dass du Bogenschießen lernst.«

Renna zog angewidert eine Schnute. Er versuchte schon wieder, sie zu beschützen. Zu verhindern, dass sie sich auf einen Nahkampf einließ. Sie sollte in Sicherheit sein. »Ich will aber nicht. Ich will auch nicht mit einem Speer kämpfen.«

»Warum nicht?«

Mit einer Hand hielt sie ihre Halskette aus Flusskieseln hoch, mit der anderen zückte sie ihr Messer. »Ich will die Horclinge nicht aus einem Versteck heraus töten. Wenn ich einen Dämon töte, soll er wissen, wer ihn umbringt.«

Sie erwartete Widerspruch, aber er nickte nur.

»Ich weiß genau, wie du dich fühlst.« Immer noch hielt er ihr Bogen und Köcher hin. »Aber manchmal sind die Horclinge in der Überzahl, oder man muss ganz schnell einen Dämon töten, ehe er einen Menschen zerreißt.« Er lächelte. »Und ich kann dir sagen, dass es kein schlechtes Gefühl ist, einfach mit einer Waffe auf einen Horcling zu zielen und ihn aus der Ferne zu töten.«

Renna atmete tief ein. Natürlich hatte er recht. Gewiss, er beschützte sie, aber er tat es auf dieselbe Art und Weise wie immer.

Indem er ihr beibrachte, sich selbst zu schützen.

Ich liebe dich, Arlen Strohhallen.

Sie nahm den Bogen und staunte, wie leicht er war. Arlen gab ihr auch noch einen kleinen Köcher voll Pfeilen mit eingeritzten Schutzsymbolen, dann holte er die restlichen Waffen heraus und wickelte sie in Wachstuch ein.

»Wozu brauchst du die vielen Waffen?«, fragte sie.

»Ich brauche sogar noch viel mehr«, versicherte er ihr. »Ich habe etwas vor, das ich schon längst hätte tun sollen. Von mir erhält jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, das stark genug ist, Waffen mit Siegeln. Über ganz Thesa verteilt habe ich solche Vorratslager angelegt, aber die darin enthaltenen Waffen behielt ich für mich selbst. Damit ist jetzt Schluss. Jetzt brauche ich keine Waffen mehr, um Dämonen zu töten. Diese Zeiten sind vorbei.«

»Wie kommt das?«, wunderte sich Renna. Sie rechnete damit, dass er versuchen würde, der Frage auszuweichen. Und wenn sie ihn noch so sehr liebte, sie würde ihm einen Schlag auf seinen kahlen Schädel verpassen, wenn er ihr keine zufriedenstellende Antwort gab.

Aber Arlen sah ihr offen ins Gesicht, und in seinen Augen blitzte der Schalk. »Das zeige ich dir heute Nacht.« Er streckte die Hand aus und strich zärtlich über die Siegel des Sehens, die kreisförmig um ihre Augen gemalt waren. »Um es zu verstehen, brauchst du deine Nachtaugen.«

trennen, und eine sichere Zuflucht ist nie weiter als einen Schritt entfernt.« Er nahm den schweren Krug und füllte zwei winzige Tonbecher mit einer klaren Flüssigkeit.

»In Krasia gibt es ein berauschendes Getränk, das die *Sharum* manchmal trinken, bevor sie in die Schlacht ziehen. Sie nennen es Couzi, und angeblich verleiht es einem Krieger Mut.« Grinsend hielt er ihr einen Becher hin. »Ich habe festgestellt, dass Whiskey eine ähnliche Wirkung entfaltet.«

»Sagtest du nicht, dass die *Sharum* ihre Angst umarmen?« Renna setzte sich neben ihn, zwischen ihnen stand der Krug.

»Die meisten tun es, und es gibt keinen besseren Weg, als die Furcht zu meistern. Aber der Körper bleibt dabei kalt, und an einem Ort wie Totbrunnen will ich keinen kühlen Kopf bewahren. Ich will so wild und verrückt sein wie der Horc selbst.«

Renna nickte. Das konnte sie gut verstehen. Sie ignorierte die winzigen Becher und steckte einen Finger durch den Henkel am Krug. Zuerst stellte sie ihn auf ihrem Arm ab, dann führte sie ihn mit einer geübten Bewegung an die Lippen und genehmigte sich einen tiefen Zug.

Der Whiskey war genauso stark, wie Arlen gesagt hatte, und sie hustete ein bisschen; aber er war immer noch milder als das Gebräu ihres Vaters, und der feurige Ball, der in ihrem Magen landete, beruhigte sich bald, sodass die Wärme durch ihre Gliedmaßen strömte.

Arlen ließ die Becher auf den Boden fallen, nahm seinerseits den Krug und trank ebenfalls einen großen Schluck. Sie ließen den Krug hin und her gehen, bis es völlig dunkel wurde und die verräterischen Nebel aufstiegen, welche die Horclinge ankündigten. Die Dunstschleier verfestigten sich zu Felddämonen, glatten, sich dicht am Boden bewegenden Kreaturen, die wie Löwen auf allen vieren umherschlichen und schneller waren als jedes andere Lebewesen. Auch ein paar Baumdämonen tauchten auf, wobei diese größeren Horclinge länger brauchten, um eine stoffliche Form anzunehmen.

Renna stellte sich auf die Füße und schwankte einen Moment lang unsicher, ehe sie ihr Gleichgewicht wiederfand. Sie steuerte auf den sich verfestigenden Baumdämon zu, den mittlerweile viel leichteren Krug lässig mit einem Finger tragend.

Während sie darauf wartete, dass der Dämon eine feste Gestalt annahm, erinnerte sie sich an die Nacht, die sie eingesperrt im Abort ihrer väterlichen Farm verbracht hatte. Sie hatte vor Entsetzen geschrien, als die Dämonen wie wild an der Tür rüttelten. Und sie dachte an die leeren Gebäude und den verpesteten Brunnen, die sich hinter ihr befanden.

Sie stärkte sich mit einem letzten Schluck Whiskey und stöp selte den Krug zu. Mit der freien Hand griff sie in den Beutel an ihrer Taille.

Endlich hatte sich der Dämon verstofflicht und riss das Maul auf, um sie anzubrüllen. Der mit vielen Reihen spitzer Zähne gespickte Rachen war groß genug, um ihren ganzen Kopf zu verschlingen.

Ehe die Kreatur einen Laut herausbrachte, ließ Renna ihre Hand vorschnellen und schleuderte eine Eichel in den klaffenden Schlund. Das Hitzesiegel, das sie auf die Eichel gemalt hatte, wurde beim Kontakt mit der Zunge des Dämonen aktiviert und ließ die Frucht mit einem Blitz und einem Knall auseinanderplatzen.

Exakt in diesem Moment spuckte Renna Whiskey in die Fratze des Dämonen.

Hurtig wich sie aus, als dessen Kopf in einem Feuerball explodierte. Der Dämon stürzte zu Boden und zappelte mit den Gliedmaßen, während seine an Borke erinnernde Panzerung brannte.

Sie hörte Gelächter, drehte sich um und sah, wie Arlen ihr applaudierte. »Gut gemacht, aber ich zeig dir was Besseres.«

Renna grinste, verschränkte die Arme vor der Brust und begab sich in den Schutz eines Siegelpfostens. »Das will ich sehen, Arlen Strohhallen.«

Arlen verbeugte sich. Wenige Schritte von ihm entfernt verfestigte sich ein Felddämon, der größer war als ein Nachtwolf. Der Horcling stieß ein zorniges Knurren aus, stampfte mit den Pranken und rüstete sich zum Sprung.

Arlen verschränkte wie Renna die Arme und rührte sich nicht vom Fleck. Die Kapuze hatte er nicht aufgesetzt – er zog sie nur noch selten über den Kopf –, aber er trug noch ein paar Stücke seiner Tagesbekleidung, welche die mächtigen Siegel bedeckte, mit denen sein gesamter Körper tätowiert war. Felddämonen waren schnell wie der Wind, und ohne seine schützenden Siegel schien es, als würde der Dämon ihn zu Boden reißen und mit den Zähnen zerfetzen. Rennas Hand zuckte an den Griff ihres Messers, den sie fest umklammerte.

Aber der Felddämon sprang durch Arlen hindurch, als bestünde der aus Rauch. Sein Körper löste sich wirbelnd auf, als die Kreatur mittendurch rauschte, um kurz danach wieder feste Umrisse zu gewinnen.

Arlen machte eine knappe Verbeugung, während der Dämon sich von der Überraschung erholte. »Jetzt kann die Nacht mir nichts mehr anhaben, Ren. Nicht solange ich sehe, was auf mich zukommt.«

Der Felddämon prallte auf den Boden, drehte sich sofort um und sprang Arlen erneut an. Renna erwartete, dass er wieder durch ihn hindurchsegeln würde, doch dieses Mal parierte Arlen den Angriff schneller, als sie mit den Augen verfolgen konnte. Er schlang einen Arm um den Hals des Horclings und stoppte abrupt dessen Schwung. Geschwind schob er sich hinter die Bestie, um den zuckenden Krallen zu entgehen, ohne jedoch seinen Griff um deren Hals zu lockern. Dann zeichnete er mit bloßem Finger ein Hitzesiegel auf die Brust des Dämons.

Die Linie, die er zog, fing an zu brennen, als er das Symbol vervollständigte. Er löste seinen Klammergriff und wich zurück, als der Horcling von den Flammen aufgefressen wurde.

Renna stand da und gaffte mit offenem Mund, aber Arlen war mit seiner Lektion noch nicht fertig. Er marschierte zu einem anderen Felddämon und reizte ihn zum Angriff. Der Dämon tat ihm den Gefallen, stieß ein lautes Gebrüll aus und stürmte mit ausgestreckten Krallen auf ihn zu.

»Wenn ich sie allerdings so spät bemerke, dass ich die Attacke nicht mehr stoppen kann ...« Arlen wurde ein paar Schritte weit nach hinten geschleudert und ächzte, als die Dämonenkrallen ihn trafen und seinen Bauch aufschlitzten.

Renna japste nach Luft, als Blut durch die Luft spritzte. Sie zog ihr Messer und sauste los, um sich zwischen Arlen und den Horcling zu werfen.

Aber Arlen stand wieder auf und gebot ihr mit erhobener Hand Einhalt. Der Dämon schlug ein zweites Mal zu, doch wieder verflüchtigte sich Arlen wie Rauch.

Als er seine normale Gestalt wiedererlangte, war von seiner Verletzung nichts mehr zu sehen. Sogar seine Kleidung war wieder intakt. »... brauche ich nur einen kurzen Moment, um mich zu konzentrieren, und dann kann ich praktisch jede Verwundung heilen, die mich nicht umbringt.«

Zum dritten Mal stürzte sich der Dämon auf ihn, doch nun zeichnete Arlen flink ein Siegel in die Luft und die Bestie wurde zurückgeschmettert, als würde sie von einem Maultier getreten, noch ehe sie sich ihm nähern konnte. Seine neuen Kräfte schienen keine Grenzen zu kennen.

Als der Dämon mehrere Yards entfernt auf den Boden knallte, fing Arlen jedoch plötzlich an zu taumeln. Dank ihrer verstärkten Sehkraft hatte Renna deutlich wahrgenommen, dass Arlen noch einen Moment zuvor in einer magischen Aura strahlte. Nun jedoch hatte sich das Glühen seiner Siegel merklich abgeschwächt.

Arlen fing den Blick auf, mit dem sie ihn betrachtete, und nickte. »Wenn ich ein Siegel auf den Körper eines Dämons zeichne, ver-

sorgt der Horcling das Symbol mit Energie. Zeichne ich jedoch ein Siegel in die Luft, wird mir die Kraft entzogen.«

Der Horcling nahm einen vierten Anlauf, aber jetzt packte Arlen ihn bei der Kehle und presste ihn in einem *sharusahk*-Griff auf den Boden. Als er ihn festhielt, sah Renna, wie die Siegel an seinen Händen vor Energie pulsierten, und das Licht, das von Arlen ausging, verstärkte sich, während der Schein des Horclings matter wurde. Der Dämon kreischte und schlug um sich, aber Arlen drückte ihn so mühelos hinunter, als sei diese Kreatur nicht stärker als ein kleines Kind. Die Kraft in seinen Händen steigerte sich, bis er dem Dämon die Kehle zerquetschte. Mit einem letzten Kraftaufwand riss Arlen ihm dann den Kopf ab.

Renna entdeckte einen Felddämon, der sich an sie heranpirschte, und veränderte ihre Stellung, um schwach und hilflos zu wirken. Was ihr nicht schwerfiel. Sie brauchte nur daran zu denken, wie unsicher und verletzlich sie ihr Leben lang gewesen war. Das perfekte Opfer.

Aber diese Eigenschaften waren zusammen mit Harl gestorben. Als der Horcling sie angriff, prallte er gegen die durch Siegel erzeugte Bannzone wie gegen eine unsichtbare Wand. Renna wirbelte herum und rammte ihm ihr Messer in die Brust. Die Symbole auf der Klinge flackerten auf, durchschnitten den Panzer des Dämons und versorgten sie mit einem Stoß magischer Energie, der ihren Körper noch stärker erwärmte als der Whiskey. Sie warf sich nach vorn und stach wie eine Rasende auf den Dämon ein, und bei jedem Stich durchströmte sie eine neue Flut von Magie.

Als der Horcling tot umkippte, bückte sie sich, streckte den Arm aus und zeichnete mit dem Finger ein Hitzesiegel auf dessen derbe Panzerung.

Nichts passierte.

»Wie kommt es, dass es bei dir klappt und bei mir nicht?«, rief Renna, als sie auf dem Feld nach weiteren Dämonen Ausschau

hielt. Ein paar umkreisten sie immer noch, aber jetzt waren sie vor den beiden Menschen gewarnt und hielten Abstand.

»Lange Zeit hatte ich selbst keine Ahnung, woran es lag«, gab Arlen zu. »Ich wusste nicht, über welche Kräfte ich verfügte. Doch als ich auf dem Weg in den Horc gegen diesen Dämon kämpfte, berührten sich unsere Gedanken, und mir wurde vieles klar. Ich habe mich teilweise in einen Dämon verwandelt.«

»Dämonenscheiße«, schimpfte Renna. »Du bist nicht böse wie sie.«

Arlen zuckte mit den Schultern. »Die meisten Dämonen sind auch nicht böse. Sie sind nicht schlau genug, um böse zu sein – oder gut. Man würde ja auch eine Wespe nicht als böse bezeichnen, nur weil sie sticht. Die Seelendämonen hingegen ...«

»Diese Ungeheuer sind noch böser als Harl«, fiel Renna ihm ins Wort.

Arlen nickte. »Bei Weitem.«

Renna zog die Stirn kraus. »Aber was genau willst du damit sagen? Dass Horclinge bloß Tiere sind? Das kaufe ich dir nicht ab. Wespen gehen nicht in Flammen auf, wenn morgens die Sonne scheint. Vielleicht sind die Dämonen ja nicht böse, aber etwas Natürliches sind sie auch nicht.«

»So reden die Leute, die nur bei Tageslicht sehen können«, entgegnete Arlen. »Leute, die ihre Sehkraft nicht durch Siegel verstärkt haben. Schau dich doch um. Ist Magie nicht natürlich?«

Renna wurde nachdenklich. Sie beobachtete, wie die Energie vom Horc aufstieg und über die Oberfläche driftete wie ein glühender Nebel, der um ihre Füße waberte. Sie sah das Schimmern der Magie im Herzen der Pflanzen und Bäume, selbst im Innern von Tieren und Menschen. Konnte ohne diese Energie überhaupt Leben existieren?

»Vielleicht ist sie es doch«, gestand sie ein, »aber das erklärt nicht, warum du glaubst, du seist zum Teil ein Dämon, oder wieso

du auch am helllichten Tag noch Kräfte besitzt, wenn die Sonne die Magie wegbrennt.«

Arlen zögerte. Rennas Augen wurden schmal, und Arlen fing ihren Blick auf. »Ich werde dich nicht belügen, Renna, und dir auch nichts verschweigen. Es ist nur etwas, auf das ich nicht stolz bin, und ich möchte nicht ... dass du deshalb schlecht über mich denkst.«

Renna näherte sich ihm und legte eine Hand an seine Wange. Seine Haut prickelte vor Magie. »Ich liebe dich, Arlen Strohhallen. Und nichts auf der Welt wird daran etwas ändern.«

Arlen nickte traurig, ohne ihr in die Augen zu sehen. »Das Fleisch gibt mir diese Kraft.«

»Fleisch?«

»Dämonenfleisch«, erklärte Arlen. »Als ich in der Wüste lebte, habe ich mich monatelang davon ernährt. Ich hielt das für gerecht, denn die Horlinge fressen die Menschen ja auch auf.«

Renna schnappte nach Luft und wich einen Schritt zurück. Jetzt blickte Arlen ihr in die Augen, und an seiner Reaktion merkte sie, dass sie ein entsetztes Gesicht machte.

»Du hast sie ... gegessen? Die Dämonen?«

Arlen nickte, und Renna wurde übel. »Mir blieb kaum etwas anderes übrig. Ich wurde in der Wüste ausgesetzt, um dort zu sterben, ohne Verpflegung, ohne Hoffnung. Ich war verzweifelt.«

»Ich denke, ich wäre lieber gestorben.« Sofort bereute Renna ihre Worte, als sie den gequälten Ausdruck sah, der über Arlens Züge huschte.

»Ja, das glaube ich«, antwortete er. »Vielleicht bin ich nicht so stark wie du, Ren.«

Renna lief zu ihm, nahm seine Hände und drückte ihre Stirn gegen die seine. »Du bist stärker, als ich je gewesen bin, Arlen Strohhallen«, sagte sie und spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. »Hättest du mir nicht Vernunft eingebläut, wäre ich gestorben, nur um die Schande der Familie Gerber geheim zu halten. Das zeugt nicht von Stärke.«

Arlen schüttelte den Kopf, und eine seiner Tränen fiel kalt und süß auf ihre Lippe. »Mir musste man im Lauf der Jahre mehrmals Vernunft einprügeln.«

Renna küsste ihn. »Bist du sicher, dass das Dämonenfleisch dir diese Energie verleiht?«

Arlen nickte. »Die Schmucke Coline pflegte zu sagen, was du isst, wird zu einem Teil von dir selbst, und ich schätze, dass sie recht hat. Ich habe die Fähigkeit der Horclinge, Magie in ihren Zellen zu speichern, in mich aufgenommen, aber meine Haut bleibt weiterhin vor der Sonne geschützt. Ich wurde zu einer Batterie.«

»Zellen? Batterie?«

»Diese Begriffe stammen aus der Wissenschaft der alten Welt. Es ist nicht weiter wichtig.« Arlen tat diese Frage so ärgerlich ab wie immer, wenn er ihr Wissen vorenthielt, nur weil er glaubte, eine Erklärung sei zu lästig. Dabei hätte sie ihm die ganze Nacht zuhören können. Der Klang seiner Stimme war für sie das schönste Geräusch auf der Welt. »Stell dir eine Regentonnen vor, nachdem es die ganze Nacht lang geschüttet hat. Sie ist auch dann noch voll Wasser, wenn der Himmel wieder klar und der Boden trocken ist. Bei Sonnenlicht kann ich die Magie nicht anzapfen, aber ich fühle sie in mir, sie heilt meine Wunden, sorgt dafür, dass ich nicht müde werde, und macht mich stark. Nachts kann ich die Magie dann herauslassen, als würde ich einen Stöpsel ziehen, und ich kratze erst an der Oberfläche der Möglichkeiten, die sie mir bietet.«

Renna schwieg eine Zeitlang und dachte nach. Egal, was Arlen sagte, sie hielt es beinahe für ausgeschlossen, dass man in den Horclingen etwas anderes sah als abscheuliche Ausgeburten der Natur, eine Schmähung gegen den Schöpfer. Trotz der Tatsache, dass sie oftmals mit dem fauligen, eitrigen Blut der Bestien besudelt war, schauderte ihr bei dem Gedanken, deren Fleisch in ihren Mund zu stecken.

Schattentänzer schrie vor Schmerzen, als sie in den Stall zurückkehrten, und die Zunge hing ihm aus dem Maul. Das Futter hatte er nicht angerührt und nur das Wasser getrunken, das sie ihm in die Kehle gegossen hatten. Er rang mühsam nach Luft.

Mit einem einzigen Schlag hatte der Mimikrydämon dem großen Hengst die Rippen gebrochen, und nur der Schöpfer wusste, welche inneren Organe sie durchbohrt hatten. Dann hatte er das Pferd durch die Luft geschleudert. Schattentänzer war gegen einen Baum geprallt, hatte sich das Rückgrat gebrochen, und durch den Sturz waren seine Beine zertrümmert. Mit seiner Magie hatte Arlen dem Hengst das Leben gerettet, aber ohne weitere Hilfe würde er nie wieder laufen geschweige denn rennen können.

Doch Arlen war so vollgesogen mit Magie, dass seine Siegel von selbst glühten und den Stall beleuchteten, als sei heller Tag. Er schien wie der Schöpfer höchstselbst zu sein, als er eines von Schattentänzers Beinen packte, die Knochen in die richtige Stellung zog und auf die Haut über den Brüchen Siegel zeichnete.

Schattentänzer wieherte vor Schmerzen, als die Knochen und Sehnen sich wieder zusammenfügten, ein fürchterlicher Laut, den Renna kaum ertragen konnte. Bei jeder Heilung wurde Arlens Aura ein wenig matter, und es gab viel zu tun. Bald trübten sich seine Siegel ein, um zum Schluss gänzlich zu verglühen. Trotzdem arbeitete er weiter; seine empfindsamen Finger wanderten über den Körper des Pferdes und suchten nach Stellen, auf die er seine Kraft konzentrieren konnte. Als die Rippen verheilten, wölbte Schattentänzers Brust sich wieder auf, und er begann normal zu atmen. Renna seufzte erleichtert, bis Arlen leise stöhnte und zusammenbrach.

Er zitterte, als sie ihn nach oben ins Bett trug, und sein Atem ging in kurzen Stößen. Sie konnte seinen Herzschlag kaum hören, und das Licht seiner Magie war so stark verblasst, dass sie befürchtete, es könne jeden Moment völlig erlöschen. Sie zog sich aus, legte sich neben ihm ins Bett und schlang fest die Arme um

ihn, um kraft ihres Willens ein bisschen von der Magie, die sie selbst aufgenommen hatte, auf ihn zu übertragen, aber es schien nicht zu funktionieren.

»Dass du mir ja nicht stirbst, Arlen Strohballen«, flüsterte sie.
»Nicht nach allem, was wir durchgemacht haben.«

Arlen rührte sich nicht; Renna stand auf und wischte sich die Tränen ab, während sie im Zimmer auf und ab ging. Ihre Gedanken rasten.

Er braucht Magie, sagte sie sich. Geh los, und besorge ihm welche.

Im nächsten Moment hielt sie ihr Messer in der Hand, schnappte sich ihren Umhang und hetzte zur Tür hinaus, ohne sich die Mühe zu geben, sich wieder anzukleiden. Eingehüllt in den Tarnumhang war sie für die Horclinge unsichtbar, und rasch fand sie einen Felddämon, der unweit der Siegel umherpirschte.

Sie warf den Umhang weg, und ehe der Dämon wusste, wie ihm geschah, sprang sie auf seinen Rücken, riss mit einer Hand sein Kinn hoch und schlitzte ihm die Kehle auf. Dann holte sie einen Eimer aus den Stallungen und fing das stinkende schwarze Sekret auf, das vor Magie glühte.

Ihre nackte Haut war bald mit dem Zeug bedeckt, und sie spürte, wie die Siegel aus Schwarzstängelsaft die Energie in sich aufzogen. Sie fühlte sich unglaublich stark und lief in Windeseile zu Arlen zurück. Zuerst legte sie ihn auf den Boden, dann kippte sie den ekligen Inhalt des Eimers über ihm aus. Sie konnte zusehen, wie die Siegel auf seiner Haut heller wurden und die Magie in sich aufnahmen, dann dämpften sie ihren Schein, als seine innere Aura stärker zu strahlen begann. Das Atmen fiel ihm bereits leichter, und Renna sank auf die Knie.

»Dem Schöpfer sei Dank«, hauchte sie und zeichnete ein Siegel in die Luft.

Es war eine instinktive Geste, aber sie glich den Bewegungen, mit denen Arlen Schattentänzer geheilt hatte. Sie wünschte sich, sie könnte dasselbe für ihn tun.

Sie warf einen Blick auf den Eimer, an dessen Rand ein schleimiges Stück Dämonendarm klebte. Kurzenschlossen nahm sie es in die Hand und tippte mit dem Finger daran, als sei es ein Klumpen Gelee. Der Gestank war entsetzlich, und ihr drehte sich der Magen um. Sie musste tief durchatmen, damit ihr das Abendessen nicht hochkam.

Wenn ich nichts unternehme, verliere ich ihn, dachte sie. Er ist zwar stark, aber das schafft er nicht allein. Ich muss mit ihm Schritt halten, andernfalls bleibe ich zurück, wenn er das nächste Mal in den Horc hineingezogen wird.

»Mit Nachdenken bin ich fertig«, murmelte sie.

Sie hielt die Luft an und steckte das Fleisch in den Mund.

2

Versprechen

333 NR – Sommer

28 Morgendämmerungen vor Neumond

Kurz nach Tagesanbruch wachte Renna auf. Arlen schlummerte jetzt friedlich, und sie bewegte sich vorsichtig, um ihn nicht zu wecken, als sie das getrocknete Dämonenblut von ihrer Haut wusch.

Wegen der fest zugezogenen Vorhänge fühlte sich Renna immer noch mit Energie aufgeladen, doch sobald sie ins Sonnenlicht austrat, wurde diese Kraft weggebrannt. Sie streckte sich vorsichtig und suchte nach einem Anzeichen dafür, wie ihr widerliches Mahl auf sie wirkte. Falls sie sich verändert hatte, so merkte sie nichts davon. Arlen hatte sich monatelang ausschließlich von Dämonenfleisch ernährt, um dieses Ausmaß an Kraft zu erlangen. Renna wurde schlecht bei der Vorstellung, noch einen Happen davon zu essen.

Sie ging in den Stall, striegelte Schattentänzer und gab ihm sein morgendliches Futter. Der Hengst sah gesund aus und nichts verriet, dass er noch vor zwei Nächten kurz vor dem Tod gestanden hatte. Sogar seine Narben verblassten und waren kaum noch zu sehen.

Als sie das Tier versorgt hatte, spazierte sie nach draußen auf die Felder und erntete Kartoffeln und Gemüse von den verwilderten Kulturen; die Menge genügte, um endlich wieder ein richtiges

Frühstück zu machen. Das Essen war fertig, als Arlen in die Küche taumelte; er sah verhärtet aus, als hätte er überhaupt nicht geschlafen.

»Hier drinnen duftet es ja himmlisch«, meinte er.

»Es gibt keine Eier und auch kein richtiges Brot, aber ich habe auf den Feldern ein Kaninchen gefangen, deshalb gibt es Fleisch«, sagte Renna und löffelte den Eintopf in zwei hölzerne Schalen, die sie in die Schankstube mitnahmen.

Als sie am Tisch saßen, blickte Arlen einen Moment lang auf seine Schale, dann legte er den Kopf in die Hände. »Gestern Nacht habe ich es wohl ein bisschen übertrieben.«

Renna schnaubte unfein durch die Nase. »Das ist noch milde ausgedrückt.«

Arlen blies die Backen auf und ließ langsam den Atem ausströmen. »Jetzt bereue ich, dass ich so viel Whiskey getrunken habe.«

»Iss«, befahl Renna. »Dein Magen wird sich beruhigen, wenn etwas drin ist. Und am besten trinkst du so viel Wasser wie nur möglich, egal, ob es süß schmeckt oder nicht.« Arlen nickte, und bald verschlang er sein Essen so heißhungrig, dass seine Schale im Nu leer war.

»Gibt es noch mehr?«, fragte er, und Renna zuckte zusammen. Sie war so damit beschäftigt gewesen, ihm zuzuschauen, dass sie ihr eigenes Mahl nicht angerührt hatte.

»Nimm mein Essen.« Sie schob ihm ihre Portion hin und griff nach der leeren Schale. »Ich hole mir neues.« Zu ihrer Freude sah sie, dass er seinen Nachschlag schon vertilgt hatte, als sie sich wieder hinsetzte.

»Fühlst du dich jetzt besser?«, erkundigte sie sich.

»Ich fühle mich wieder wie ein Mensch«, erwiderte Arlen, und ein feines Lächeln huschte über sein Gesicht. »Ist schon eine ganze Weile her, seit ich das von mir behaupten konnte.«

»Du kannst dich noch einen Tag lang ausruhen«, schlug Renna vor. »Und in der kommenden Nacht frische Energie tanken.«

»Wer bist du?«, schrie er.

Renna duckte sich bei dem Anblick, bereit, nach rechts oder links auszuweichen, sollte der Junge den Pfeil abschießen. Ihre Hand lag auf dem vertrauten beinernen Griff des Messers, obwohl es ihr nichts nützen würde. Sie hatte Harl Gerber gehasst, doch sie fühlte sich immer sicher, wenn sie das Messer berührte, mit dem sie ihn getötet hatte.

Sichtlich unbekümmert antwortete Arlen dem Jungen: »Ich bin jemand, dem es leidtun wird, dass er dich nicht von diesem Baumdämon hat auffressen lassen, Nik Hengst, wenn du nicht gleich den Bogen hinlegst und deinen Dad holst.«

»Kurier!«, brüllte Nik, senkte den Bogen und winkte. »Ma! Pa! Der Kurier ist gekommen, und er hat Schattentänzer mitgebracht!«

Der Junge rutschte auf die Überdachung der Veranda hinunter und schwang sich behände vom Rand auf den Boden. Er rannte in den Garten und zog ein paar Möhren heraus, ehe er zu ihnen eilte und Schattentänzer staunend anstarrte. »Der ist ja groß geworden wie eine Scheune!«

Vorsichtig schob er sich an den riesigen Hengst heran und hielt ihm die Möhren hin. »Ruhig, Junge, ich bin's, Nik. Du erinnerst dich doch an mich, oder?« Schattentänzer wieherte leise und nahm die Möhren an, aber der Junge blieb angespannt und hielt sich bereit, jeden Moment wegzulaufen.

Renna verstand seine Angst nicht. Wenn der Junge Schattentänzer kannte, dann musste er wissen, dass das Pferd sanft war wie die Morgendämmerung. »Er wird dich nicht treten und nicht beißen, Junge.«

Nik drehte sich um und schien etwas sagen zu wollen, hielt aber inne und nahm zum ersten Mal Notiz von Renna. Er musterte sie von Kopf bis Fuß, und sie war sich nicht sicher, ob er ihre Schwarzstängel-Siegel betrachtete oder den Körper, auf den sie gemalt waren. Es kümmerte sie kaum, was er sah, aber sein Benehmen war unhöflich. Sie stemmte die Hände in die Hüften und fun-

kelte ihn wütend an, um ihn an seine guten Manieren zu erinnern. Der Junge prallte zurück und wandte so schnell den Blick ab, dass Renna ein Lachen unterdrücken musste.

Nik errötete heftig und wandte sich an Arlen. »Du hast ihn *gezähmt*?«

Arlen lachte. »Keineswegs. Schattentänzer ist immer noch das boshafteste Pferd, das es gibt, aber jetzt beißt und tritt er nur noch Horclinge.«

Hinter ihnen ertönte ein leiser Pfiff, und Renna wirbelte herum. Ohne nachzudenken, fuhr ihre Hand ans Messer. Rasch ließ sie den Griff wieder los und hoffte, keiner hätte diese Geste bemerkt.

Und ich wollte dem jungen Nik Manieren beibringen.

Der Mann, der sich ihnen näherte, gab durch nichts zu erkennen, dass er ihre reflexhafte Bewegung gesehen hatte. Genau wie der Junge, so hatte auch er anfangs nur Augen für das Pferd. Er kam langsam näher und gab Schattentänzer Zeit, sich an seine Gegenwart zu gewöhnen. Der Hengst schnaubte und stampfte ein bisschen mit den Hufen, ließ sich aber von ihm anfassen.

»Er ist *wirklich* gewachsen«, stellte der Mann fest und strich mit den Händen über die mächtigen Flanken des Tieres. Er war großgewachsen und schlank, mit einem dichten, aber kurzgetrimmten Bart. Sein langes braunes Haar war im Nacken zu einem Zopf geflochten. »Muss zwei Hände größer sein als sein Vater, und der alte Bergsturz ist größer als jedes andere Pferd, das ich je gesehen habe.« Er hob eines der Vorderbeine des Hengstes an. »Könnte aber neue Hufeisen gebrauchen.«

Schließlich schaute der Mann zu Renna hin, und er begaffte sie in ähnlicher Weise wie der Junge; er begutachtete sie, als sei sie ein Pferd. Ein leises Knurren bildete sich in ihrer Kehle, und der Mann fuhr erschrocken zusammen, als er ihr dann in die Augen sah und ihren zornigen Blick auffing.

Arlen trat zwischen die beiden. »Er sieht dich nur an, Ren«, murmelte er. »Das hier sind gute Leute.«

Renna knirschte mit den Zähnen. Sie gab es nur widerstrebend zu, aber er hatte recht mit dem, was er über die Magie sagte. Sie veränderte einen Menschen, selbst tagsüber. Früher war sie nicht so aufbrausend gewesen. Sie holte tief Luft und ließ ihren Ärger von sich abfallen.

Arlen nickte und wandte sich wieder dem Mann zu. »Renna Gerber, das sind Jon Hengst und sein Sohn Nik. Jon reitet wilde angieranische Pferde zu und betreibt mit ihnen eine Zucht.«

»Ich *fange* sie und züchte mit ihnen«, ergänzte Jon und reichte ihr mit einem reumütigen Blick die Hand. »Es ist nicht leicht, ein Tier zu zähmen, das einen Felddämon zu Tode trampeln kann und schneller als irgendein anderes Wesen durch die ungeschützte Nacht galoppiert.« Renna nahm seine Hand, ließ sie jedoch rasch wieder los, als er bei ihrem festen Griff schmerzlich das Gesicht verzog.

»Ich kann mir vorstellen, wie diese Pferde sich manchmal fühlen«, murmelte sie.

Mit einem Kopfnicken deutete Jon auf Schattentänzer. »Zum Beispiel der hier. Ich fing ihn ein, als er sechs Monate alt war. Ich war davon überzeugt, ich könnte dieses junge Wildpferd gefügig machen, aber der Hengst ließ sich nicht mal ein Halfter anlegen und trat mehr als einmal die Scheunentür ein, um wegzulaufen.«

»Die ungeschützte Nacht kennt kein Erbarmen«, sagte Arlen. »Sechs Monate sind eine Ewigkeit, wenn man sie draußen bei den Horclingen verbringt.«

Jon nickte. »Selbst *dir* hätte ich nicht zugetraut, ihn zähmen zu können.«

»Ich habe ihn auch nicht gezähmt«, stellte Arlen richtig. »Ich brachte ihn nur dorthin zurück, wo er hingehört.«

»Du hast ihn an einen Sattel und an Zügel gewöhnt«, bemerkte Jon. »Aber ich schätze, ich sollte nicht überrascht sein. Damals warst du bloß der verrückte, tätowierte Kurier, der meinen Jungen gerettet hat. Und jetzt höre ich, dass du der wunderbare Erlöser bist!«

seinen Hof oft besucht, als ihre Mutter noch lebte. Sein Anwesen war wesentlich kleiner als das von Jon Hengst, aber im Wesentlichen ging es dort ähnlich zu wie hier. Nachdem man Schattentänzer zum Hufschmied gebracht hatte, führte Jon sie zu einer großen, eingezäunten Weide, auf der unter den wachsamen Augen berittener Arbeiter und bellender Hunde mehrere Dutzend Pferde grasten. Unterwegs kamen sie an Koppeln vorbei, deren massive Zäune so hoch waren, dass nicht einmal Schattentänzer bei Tag darüber hätte hinwegspringen können. Diese Pferche benutzte man, um die Pferde zu trainieren, oder zu Quarantänezwecken.

In einem der Pferche sah Renna einen gigantischen schwarzen Hengst, der ohne Reiter galoppierte. Zwei nervöse Arbeiter mit Peitschen in den Händen beobachteten das Tier. Abrupt blieb Renna stehen.

»Ay, das ist der alte Bergsturz«, sagte Jon. »Schattentänzers Vater. Ich fing ihn auf der Ebene ein, zusammen mit einem halben Dutzend Stuten und dem jungen Schattentänzer. Wir nannten ihn Bergsturz, denn nachdem wir es endlich geschafft hatten, ihn auf eine Koppel zu treiben, fühlten wir uns, als sei eine Felslawine auf uns niedergegangen.

Der große Halunke will absolut nicht arbeiten, aber wenn man ihn ließe, würde er die ganze Nacht lang Löcher in die Scheunentür treten. Gemein wie ein Dämon und viel zu schlau. Die Züchter in den Städten behaupten immer, Wildpferde seien nicht intelligent, weil sie keinen Befehlen gehorchen, aber das ist Blödsinn. Sie haben ihre ganz eigene Intelligenz. Die ermöglicht es ihnen, in der ungeschützten Nacht zu überleben, was die meisten Menschen nicht von sich behaupten können. Bergsturz warf jeden ab, der versucht hat, sich auf seinen Rücken zu schwingen, um ihn dann in den Boden zu trampeln. Als wir es leid wurden, Knochenbrüche zu richten, steckte ich ihn in den Zuchtpferch.«

Renna betrachtete das herrliche Tier und empfand eine tiefe Traurigkeit. *Draußen in der Ebene warst du ein König, und hier*

lassen sie dich in einem Pferch im Kreis rennen und den ganzen Tag lang Stuten besteigen. Sie unterdrückte den Wunsch, schnurstracks zum Gatter zu laufen und den Hengst freizulassen.

»In diesem Sommer gab es viele Fohlen«, erzählte Jon, als sie aufs Feld hinausgingen. »Ich habe jede Menge Jungstuten zur Auswahl.«

»Such eine aus, Ren«, forderte Arlen sie auf. »Egal, welche.«

Renna betrachtete die Herde. Auf den ersten Blick waren Jons Pferde von Macks Tieren kaum zu unterscheiden, doch als sie näher kamen und ihre Größe deutlich wurde, riss sie vor Staunen die Augen auf. Neben den Stuten wirkten die Fohlen klein, doch selbst sie waren größer als ein paar der Hengste, die Mack auf seiner Ranch hielt. Jon hatte Jährlinge, die kräftig genug waren, um von einem erwachsenen Mann geritten zu werden, und jedes Tier war überdurchschnittlich groß. Die Dämonen hatten die Schwächsten getötet, und jene, die übrig blieben, waren riesig und hatten ein seidig glänzendes, dunkles Fell.

Es gab eine große Anzahl von kraftstrotzenden Jungstuten, doch Rennas Blick fiel auf eine ausgewachsene Stute, die abseits von der Herde stand. Sie hatte ein braun und schwarz geschecktes Fell und war um eine Hand größer als die übrigen Tiere. Irgendwie wirkte sie übellaunig, und selbst die anderen Pferde machten einen weiten Bogen um sie.

»Was ist mit der da?«, fragte Renna und zeigte auf das Tier.

Jon gab ein Gurren von sich. »Du hast ein gutes Auge, Mädchen. Die meisten Leute sehen nur das hässliche Fell. Das ist Tornado. Ich fing sie letzten Sommer ein, kurz vor dem schlimmsten Windsturm, den ich je erlebt habe. Sie ist stärker als die meisten Hengste, knapp fünf Jahre alt und hat mich öfter abgeworfen, als ich zählen kann. Wenn man sich ihr mit einem Halfter nähert – bei der Nacht, wenn man sich ihr überhaupt nur nähert –, wird sie böseartig. Sie hat sogar den alten Bergsturz gebissen, als ich sie in seine Koppel führte, um zu sehen, ob sie miteinander auskämen.«

»Ich brauche kein Halfter«, sagte Renna, sprang über den Zaun und marschierte über das Feld.

»Ich warne dich, das Pferd ist gefährlich«, rief Jon ihr hinterher. »Weißt du überhaupt, was du tust?« Renna winkte verächtlich ab und gab sich nicht einmal die Mühe, ihn anzusehen.

Tornado wich nicht zurück, als Renna auf sie zuing. Das war gut. Die Stute schien sie zu ignorieren, aber daran, wie ihre Ohren gespitzt waren, merkte Renna, dass das Pferd sie mit höchster Aufmerksamkeit wahrnahm.

Sie hielt die leeren Hände hoch. »Ich hab kein Halfter. Schätze, mir würde es nicht gefallen, eines zu tragen, deshalb werde ich das auch nicht von dir verlangen.«

Tornado ließ sie nahe an sich herankommen, doch als Renna den Arm ausstreckte, um ihren Hals zu streicheln, bewegte sich die Stute blitzschnell und schnappte mit mächtigen Kiefern zu. Im allerletzten Moment konnte Renna ihre Hand zurückziehen, ehe sie abgebissen wurde.

»Das darfst du nicht!«, schimpfte sie und schlug dem Pferd fest auf die Nase. Bei dem Schlag wurde Tornado wild, bäumte sich auf und trat mit den Hufen nach ihr, aber darauf war Renna vorbereitet. Nachdem sie monatelang Dämonen gejagt und deren Magie in sich eingesogen hatte, war sie stärker und schneller, als sie es sich je erträumt hätte. Und nun, da ihr Blut erhitzt war, fühlte sie ein neues Prickeln in ihren Gliedmaßen, einen Geschmack der nächtlichen Macht, selbst hier unter der Sonne.

Renna bog sich wie ein Gerstenhalm im Wind und spürte den Luftzug, als die wirbelnden Hufe sie nur um wenige Zoll verfehlten. Immer und immer wieder versuchte die rasende Stute, sie zu zerschmettern. Es waren gewaltige, ungemein schnelle Tritte, die einem Felddämon das Rückgrat hätten brechen können.

Aber Rennas Bewegungen waren geschmeidig und fließend wie die einer Tänzerin, und sie wurde kein einziges Mal getroffen. Eine ganze Weile ging das so, und sie begann sich zu fragen, wer

von ihnen beiden zuerst nachgeben würde. Die neue Kraft in ihren Gliedmaßen entsprach nur einem Bruchteil der Energie, die sie während der Nacht durchströmte. Das Pferd hingegen schien überhaupt nicht zu ermüden.

Aber zum Schluss wurden die Tritte langsamer, und die Stute spannte die Muskeln an, bereit zur Flucht. Renna lief zu ihr hin, ehe sie davongaloppieren konnte, griff mit einer Faust in die Mähne und schwang sich auf den bloßen Rücken des Pferdes.

Schon vorher hatte sich Tornado gebärdet wie verrückt, und nun verdreifachte sich ihr Toben. Sie machte ihrem Namen alle Ehre, sprang hoch und drehte sich in der Luft, buckelte und galoppierte im Kreis, um Renna abzuwerfen.

Aber Renna saß sicher auf Tornados Rücken und gab nicht auf. Sie schlang die Arme um den Pferdehals, der so mächtig war, dass sie kaum ihre Handgelenke umklammern konnte. Nachdem sie sich diesen Halt verschafft hatte, war der kräftige Hals des Tieres ihre einzige Welt, ihr einziger Gegner. Nichts anderes zählte.

Unter Aufbietung ihrer gesamten Kräfte fing sie an, gegen den Hals zu drücken.

Es schien kein Ende zu nehmen, doch nach und nach wurde Tornado ruhiger. Sie hörte auf zu buckeln und galoppierte über die Koppel, wobei sie die Hunde wahnsinnig machte, als die anderen Pferde ihr aus dem Weg rannten.

Renna übte weiterhin Druck aus, langsam und sicher, und allmählich verringerte die Stute ihr Tempo noch weiter und fiel in einen entspannten Kantergalopp. Renna lächelte. Ein entspannter Galopp war ein gutes Zeichen.

Sie lockerte den Griff um Tornados Hals, grub beide Fäuste in die Mähne und zog fest nach links. Als Tornado sich gehorsam in diese Richtung wandte, fing sie laut an zu lachen. Sie presste die Knie in die Flanken des Pferdes, löste eine Hand aus der Mähne, zog ihr Messer und klatschte mit der breiten, flachen Klinge gegen Tornados Widerrist. »Hü!«

Jon beendete das Gebet und straffte die Schultern. »Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber ich sterbe vor Hunger! Reicht die Speisen herum.« Danach ging es an dem bis jetzt ruhigen Tisch lebhaft zu, als dreißig Personen Platten mit Fleisch, Schüsseln voller Gemüse, Brotkörbe und Saucieren mit eingeübter Routine um den Tisch gehen ließen.

Jeder füllte seinen Teller, man lachte und plauderte beim Essen und Trinken, während draußen die Sonne unterging. Manch einer fuhr fort, zu Arlen hinüber zu gaffen, doch der gab vor, nichts zu merken, und füllte seinen Teller dreimal. Doch kaum hatte man das Geschirr abgetragen und die Pfeifen angezündet, da stand er auch schon auf.

»Das Essen war köstlich, wie immer, Glyn. Aber es wird Zeit, dass wir uns wieder auf den Weg machen.«

»Unsinn«, wehrte Glyn ab. »Da draußen ist es stockfinster. Wir haben genug Platz, um euch für die Nacht unterzubringen.«

»Wir wissen eure Gastfreundschaft zu schätzen«, erwiderte Arlen, »aber Ren und ich müssen heute Nacht noch ein paar Meilen zurücklegen.«

Glyn runzelte die Stirn, aber sie nickte. »Die Mädchen sollen euch Proviant für unterwegs einpacken. Nur der Schöpfer weiß, welches Essen du in deinen Satteltaschen mitschleppst.« Sie erhob sich und ging in Richtung Küche.

Arlen griff in seine Tasche und reichte Jon einen Beutel voll Münzen. »Für das Pferd.«

Jon schüttelte den Kopf. »Von dir nehme ich kein Geld, Kurrier. Nicht nach dem, was du für mich und die meinen getan hast. Du hast nicht nur meinem Jungen das Leben gerettet, die Pfeile mit den eingeritzten Siegeln, die du uns gegeben hast, haben auch viel dazu beigetragen, dass wir jetzt nachts ruhig schlafen können.«

Doch Arlen wollte davon nichts wissen. »Schwere Zeiten stehen bevor, Jon. Flüchtlinge von Rizon strömen in Scharen nach

Sie flogen nur so über die Straße. Schattentänzer musste sein Tempo drosseln, damit die Stute mitkam, aber Renna wusste, dass das nicht immer so bleiben würde.

»Warte, bis ich dich erst mit Siegeln versehen habe«, flüsterte sie Versprechen ins Ohr. »Dann ist *er* derjenige, der sich anstrengen muss, damit *du* ihn nicht abhängst.«

Schon jetzt war Versprechen mit Hufeisen beschlagen, in die Arlen selbst Siegel eingestanzte hatte. Ein Baumdämon huschte auf die Straße und versperrte ihnen den Weg, aber Renna ritt ihn mit einem gewaltigen Donnerschlag um. Sie brachte die Stute zum Halten, ließ sie auf dem am Boden liegenden Dämon herumtrampeln und lachte, als Versprechen das Leben aus ihm herausstampfte und einen ersten Vorgeschmack von Dämonenmagie bekam. Dann preschte sie Schattentänzer hinterher und schloss mit neuem Schwung zu ihm auf.

Kurz vor der Morgendämmerung schlugen sie ihr Lager auf. »Du bleibst bei den Pferden, Renna«, sagte Arlen. »Ich muss meine Kräfte ein bisschen auffrischen.« Er verschwand in der Finsternis.

Renna wartete ein wenig, bis er sich genügend entfernt hatte, dann suchte sie sich selbst eine Beute. Sie entdeckte einen Felddämon, der unweit des Lagers lauerte, und nahm wieder den unsicheren Stolpergang der alten, dummen Renna an; sie rang nach Luft und wimmerte vor Angst.

Der Dämon stieß ein Knurren aus und sprang sie an, aber Renna war darauf vorbereitet. Sie attackierte ihn mit einem *sharusabk*-Wurf und schleuderte ihn zu Boden. Ihre Fäuste waren mit machtvollen Siegeln bemalt, und sie rammte sie gegen den Kopf des Horclings, bis er sich nicht mehr rührte.

Dann zog sie ihr Messer, doch dieses Mal gab sie sich nicht die Mühe, das Dämonenfleisch zu kochen, bevor sie es aß, sondern schlürfte das schwarze Sekret wie Glyns Sauce. Der Geschmack war noch widerlicher, aber die Erinnerung daran, wie stark sie

tagsüber bei Sonnenlicht gewesen war, sorgte dafür, dass sie das Zeug nicht gleich wieder erbrach.

Sie hatte sich gesäubert, war wieder im Lager, kaute ein Sauerblatt und ritzte Siegel in die Hufe der Stute, als sie Arlen zurückkommen hörte.

»Er wird nicht merken, was ich getan habe«, erzählte sie Versprechen. »Wie sollte er auch? Und falls er es erführe, wäre es mir auch egal. Arlen Strohballen kann mir nicht vorschreiben, was ich zu tun und zu lassen habe, auch wenn wir einander versprochen sind.«

Das stimmte zwar, dennoch kam sie sich wie eine Lügnerin vor.

Sie hob das Kinn, als Arlen auftauchte. Er glühte so stark vor Magie, dass sie die von Siegeln umrahmten Augen zusammenkneifen musste, wenn sie ihn ansehen wollte. Sie verstand, warum andere Leute ihn für den Erlöser hielten. Es gab Momente, da strahlte selbst der Schöpfer nicht in einem so hellen Glanz wie Arlen Strohballen.

3

Die Haferfelder

333 NR – Sommer

27 Morgendämmerungen vor Neumond

Sie sprachen wenig, als sie am nächsten Tag eine kaum benutzte Kurierstraße entlangpreschten. Um sich vor der Sonne zu schützen, hatte Arlen die Kapuze seines Gewands aufgesetzt, aber Renna wusste, welch frustrierte Miene sie verbarg.

Welche brandeilige Angelegenheit wartet im Tal des Erlösers auf Arlen?

Es ging um ein Mädchen, so viel war ihr klar. Leesha Papiermacher. Der Name quälte sie wie ein Sandfloh. Als Renna Arlen zum ersten Mal gefragt hatte, was diese Leesha ihm bedeutete, war er ausgewichen, aber damals waren sie einander noch nicht versprochen gewesen, und sie hatte kein Recht gehabt, ihn zu bedrängen.

Schätze, es ist an der Zeit, ihn nochmal zu fragen, dachte sie.

»Vorsicht!«, schrie Arlen, als sie um eine enge Kurve ritten. Direkt vor ihnen stand ein Karren quer über der Straße, und dichtes Gebüsch zu beiden Seiten machte es unmöglich, daran vorbeizureiten. Renna presste die Knie gegen die Stute und riss kräftig an ihrer Mähne. Das riesige Pferd bäumte sich auf, wieherte und keilte wild nach hinten aus, und Renna hatte Mühe, oben zu bleiben. Belustigt sah Arlen von Schattentänzers Rücken aus zu. Der Hengst stand bereits und hatte sich wieder beruhigt.

»Ich habe dir versprochen, dir kein Halfter anzulegen«, schimpfte Renna mit der Stute, nachdem sie aufgehört hatte zu toben. »Aber nicht, dass du nie einen Sattel zu tragen brauchst. Denk immer daran.« Versprechen schnaubte.

»Ay, Fürsorger! Wir könnten Hilfe gebrauchen!«, rief ein graubärtiger Mann und winkte ihnen mit einem abgewetzten, speckigen Hut zu. Er und ein anderer Mann standen hinter dem Karren und schoben, während vorne ein magerer Gaul zog.

»Überlass mir das Reden, Ren«, murmelte Arlen und lenkte Schattentänzer vor Versprechen. »Was ist passiert?«, rief er zurück.

Der Mann kam zu ihnen, nahm seinen Hut wieder ab und wischte sich mit dem schmutzigen Handrücken den Schweiß von der Stirn. Seine Haare und der Bart waren fast vollständig ergraut, und sein tief zerfurchtes Gesicht war dreckig. »Der Wagen ist in dem verdammten Matsch steckengeblieben. Könnt ihr uns vielleicht eines von euren großen Pferden ausleihen, um den Karren wieder freizukriegen?«

»Tut mir leid, aber wir können euch nicht helfen«, erwiderte Arlen, während er mit Blicken die Umgebung absuchte.

Der Mann glotzte ihn an. »Was soll das heißen, ihr könnt uns nicht helfen? Was für eine Art Fürsorger bist du denn?«

Verdutzt wandte sich Renna an Arlen; sie war überrascht, dass er einen Graubart in einer Notsituation so rüde abfertigte. »Schattentänzer könnte den Wagen im Handumdrehen aus dem Schlamm ziehen.«

Arlen schüttelte den Kopf. »Der Karren steckt nicht fest, Ren. Das ist der älteste Trick im Handbuch für Banditen.« Er prustete durch die Nase. »Ich hätte nicht gedacht, dass man ihn heute noch anwendet.«

»Banditen? Wirklich?« Renna schaute sich noch einmal um, dieses Mal mit ihren Nachtaugen. Sie und Arlen befanden sich mitten im Nirgendwo, am helllichten Tag, wenn sie am schwäch-

ten waren. Der Matsch reichte den Männern nicht mal bis zu den Fußknöcheln, und in den Büschen seitlich der Straße konnten sich ohne Weiteres noch mehr Kerle verstecken. Sie wollte das Messer zücken, aber Arlen gab ihr einen Wink, und sie ließ es im Futteral.

»Es ist schon schlimm genug, dass wir nachts gegen Dämonen kämpfen müssen«, meinte Arlen. »Und jetzt greifen die Leute sich tagsüber auch noch gegenseitig an.«

»Das ist lächerlich!«, empörte sich der Graubart, aber er wich zurück, und nun konnte Renna in seinen Augen lesen, dass er log; es war so eindeutig, dass sie sich wunderte, warum sie es nicht früher gesehen hatte. Dass die Menschen, selbst wenn sie alt waren, genauso gefährlich sein konnten wie Dämonen, war für sie nichts Neues. Auch ihr Vater Harl und Raddock Advokat hatten graue Haare gehabt.

Der Mann, der hinter dem Karren stand, bückte sich kurz und tauchte dann mit einer Armbrust wieder auf. Aus den Sträuchern traten zwei Burschen und zielten mit gespannten Jagdbögen auf sie. Drei weitere Kerle mit Speeren trotteten hinter ihnen um die Straßenbiegung und blockierten ihren Fluchtweg. Alle waren mager, hatten dunkle Schatten unter den Augen und trugen zerlumpte, geflickte Kleidung.

Lediglich der Graubart war unbewaffnet. »Wir wollen niemanden verletzen, Fürsorger«, sagte er und stülpte sich den Hut wieder auf den Kopf. »Aber es sind schwere Zeiten, und du schleppst eine Menge Habe mit dir herum, viel zu viel für einen Fürsorger und seine ...« Aus zusammengekniffenen Augen musterte er Renna. Das auf sie fallende Muster aus Licht und Schatten verdeckte die Siegel auf ihrer Haut, aber ihre anstößige Kleidung war nicht zu übersehen. Der Kerl mit der Armbrust stieß einen leisen Pfiff aus und rückte näher heran, um sie besser in Augenschein nehmen zu können.

»Komm nicht auf dumme Gedanken, Donn«, warnte der Graubart, und der Armbrustträger blieb stehen.

Der Graubart richtete den Blick wieder auf Arlen. »Auf jeden Fall nehmen wir euch sämtliche Lebensmittel ab, Decken, Medizin, falls ihr welche habt, und natürlich diese großen Pferde.«

Renna umklammerte ihr Messer, aber Arlen gluckste nur vernünftig. »Glaub mir, die Pferde würdet ihr gar nicht haben wollen.«

»Sag du mir nicht, was ich haben will, Fürsorger«, knurrte der Graubart. »Der Schöpfer hat uns schon vor langer Zeit verlassen. Und ihr zwei steigt jetzt von euren Pferden herunter, oder meine Männer werden euch mit Löchern durchsieben.«

Blitzschnell schwang sich Arlen von Schattentänzer. Fast im selben Augenblick war er bei dem Graubart, packte ihn mit einem *sharusahk*-Würgegriff und zog den alten Mann zwischen sich und die Schützen.

»Mir geht es genau wie euch«, sagte Arlen. »Ich will niemandem ein Leid antun. Wir wollen bloß unseren Weg fortsetzen. Sag deinen Männern, dass sie ...«

Er unterbrach sich, als einer der Bogenschützen seinen Pfeil abschoss. Renna stieß einen Schrei aus, aber Arlen schnappte sich den Pfeil aus der Luft, wie ein flinker Mann eine Stechfliege fangen würde.

»Der hätte dich getroffen, und nicht mich«, bemerkte Arlen und hielt dem Graubart den Pfeil unter die Nase, ehe er ihn wegwarf.

»Der Horc soll dich holen, Brice!«, brüllte der Graubart. »Willst du mich umbringen?!«

»Tut mir leid!«, schrie Brice. »Ich bin ausgerutscht!«

»Ausgerutscht, sagt er«, knurrte der Graubart. »Der Schöpfer helfe uns.«

Während sich die Aufmerksamkeit auf den Bogenschützen konzentrierte, nutzte einer der Speerträger die Gelegenheit, sich heimlich von hinten an Arlen heranzuschleichen. Für einen Mann, der es nur gewohnt war, sich tagsüber draußen aufzuhalten, stellte er sich ziemlich geschickt an, aber Renna hielt es nicht für nötig, Arlen eine Warnung zuzurufen. Allein an dessen Körperhaltung

